10191 I

Ingeborg Stierle.

Ernas Weihnachtsgeschenk.

65668

Wildfangs Geschichtenbuch

Erzählungen für die Jugend

von

Helene Stökl

Mit vier farbigen Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen
von Ernst Kutzer

Stuttgart
Verlag von Levy & Müller

A. g. XIII.

Alle Rechte, insbesondere das Uebersetzungsrecht,
vorbehalten.

Druck von Carl Rembold, Heilbronn a. N.

Inhalt

Drei golden und drei rot 1
Die Schatzkammer. Nach Karl Stöber 19
Ernas Weihnachtsgeschenk 32
Der Tintenklecks 60
Achmed und sein Pflegling 70
Auf fremdem Schiffe 82
Friedels weißes Kätzchen 97
Beim grauen Männchen im Schloßberg 110
Der kleine Regimentstrompeter. Nach M. v. Nathusius . . . 127
Im Heimathaus der Mutter 144

Drei golden und drei rot.

An der Ostküste von Nordamerika liegt eine kleine Insel, rings umbraust von den Wellen des mächtigen Atlantischen Ozeans, und doch nicht so weit vom Lande entfernt, daß man dieses nicht als fernen, dunklen Streifen am Horizonte unterscheiden könnte.

Auf der Insel, die nicht größer ist, als daß ihr sie in einer Stunde umgehen könntet, steht ein Leuchtturm, ein altes, wettergraues Gebäude, das noch aus der Zeit stammt, da Seeräuber das Meer hier unsicher machten und die Bewohner des kleinen Eilandes nicht selten Schutz hinter seinen festen Mauern und seiner starken Eisentür vor ihren räuberischen Überfällen suchen mußten.

Auf einem starken Unterbau, in dessen geräumigem Innern die jetzigen Bewohner der Insel ihre Wintervorräte aufbewahren, erhebt sich ein dicker Turm mit enger, dunkler Stiege und mit einer Kuppel, durch deren Fensterscheiben allabendlich das warnende Licht über das Meer strahlt. Früher brannte das Leuchtfeuer in großen, frei am Turm hängenden Eisenkörben, jetzt sind es sechs große Öllampen mit farbigen Gläsern, die ihre Lichter, drei golden und drei rot, des Abends weit auf das Meer hinausleuchten lassen, damit die Schiffe die gefährlichen Klippen, die rings um die Insel liegen, ver-

meiden und sicher an ihnen vorbei dem schützenden Hafen zueilen.

Wohl würde es euch gefallen, von da oben hinabzuschauen auf das Meer, wenn es, im Sonnenschein glänzend, wie ein riesiger Spiegel daliegt, über dessen blaue Fläche weiße Schiffe wie Schwäne so stolz und ruhig ab und zu gleiten, aber es ist auch schön, von hier hinabzublicken, wenn der Sturm das Meer aufwühlt, daß der weiße Schaum der Wellen bis hoch hinauf zum Leuchtturm spritzt.

Vielleicht würde euch auch bange werden, wenn die hohen Wellenzüge gegen die Insel anstürmen, als wollten sie diese verschlingen oder mit sich hinausziehen in den gewaltigen Aufruhr.

Die beiden aber, die zu der Zeit, von der ich euch erzählen will, da oben zu stehen pflegten, die fürchteten sich nicht. Es waren dies der Leuchtturmwächter und sein Töchterchen Ellen. Wohl schmiegte sich das kleine Mädchen dichter an den Vater, wenn eine besonders hohe Wellenkette gegen den Turm anbrauste, schlang der Vater aber schützend den Arm um sie, dann blickte sie beruhigt in die tobenden Wellen; fühlte sie doch in der Tiefe ihres Herzens, daß, so sicher wie sie selber in dem Arm des Vaters ruhte, die kleine Insel von Gottes Hand gehalten wurde.

Nie hatte Ellen eine andere Heimat gekannt. Ihr Vater hatte als tapferer Offizier dem Vaterland gedient, bis ein Schuß in die Brust ihn dazu unfähig gemacht hatte. Die Ärzte erklärten, daß nur der stete Aufenthalt in kräftiger Seeluft ihn am Leben erhalten könne; und da fast zu derselben Zeit sein junges Weib gestorben war und ihn mit der kleinen Ellen ganz allein in der Welt zurückgelassen hatte, so faßte er einen schnellen Entschluß. Die Stelle eines Leuchtturmwäch-

ters auf der kleinen Insel war eben frei geworden; er bewarb sich um diese und zog mit dem Kinde, dessen alter Wärterin und einem Knechte in das kleine Häuschen unter dem Leuchtturm, um sein Leben fortan hier zuzubringen.

Sein Entschluß reute ihn nicht. In der reinen, frischen Seeluft heilte seine kranke Brust, und auch seine bekümmerte Seele atmete in der friedlichen Stille der kleinen Insel wieder leichter auf. Er suchte die wissenschaftlichen Studien seiner früheren Jahre wieder hervor, und bald füllten seine Arbeiten und die Sorge für sein Töchterchen seine Zeit so aus, daß ihm die einsame Insel zur lieben Heimat ward.

Wenn aber schon der Vater mit Liebe an der Insel hing, um wieviel mehr noch war dies bei Ellen der Fall! Es gab kein glücklicheres, fröhlicheres Kind als sie. Das kleine Eiland unter dem Leuchtturm dünkte ihr herrlicher als alles andere auf der Erde; und wie hätte sie sich einsam fühlen sollen, da sie ihren geliebten Vater immer um sich hatte und auch Margit und Andreas stets bereit waren, sie zu erfreuen.

Sie fühlte sich als Königin der ganzen Insel. Trat sie am Morgen aus dem Hause ins Freie, dann schienen die zierlichen Winden, die überall die Felsen überzogen, ihre kleinen rosigen Kelche eigens für sie mit Morgentau gefüllt zu haben und die braungeschopften Singsperlinge, die bei ihrem Nahen kaum zur Seite hüpften, ihre munteren Lieder nur ihr zu Ehren anzustimmen. Die Kuh, die der Vater mit auf die Insel genommen, ließ sich von niemandem so gern die braune Stirn krauen wie von ihr, und der zahme Storch, den Andreas gefangen und abgerichtet hatte, stolzierte gravitätisch auf sie zu, sobald sie in seine Nähe kam.

Der scharfe Wind ließ keinen Baum auf der Insel aufkommen; nur ein einziges Apfelbäumchen machte sich nichts

aus seinem Blasen und steckte zu Ellens Entzücken in jedem Frühjahre seine rosigen Blüten auf, wenn diese Blüten auch niemals zu Früchten reiften. Ihr Vater hatte ihr ein Gärtchen angelegt; es war nur zwei Meter lang und zwei Meter breit, aber es umschloß eine Welt von Freuden für sie. Sorglich pflegte sie jedes Blatt und jede Blüte und war glücklich darüber, wie bunt und üppig ihre Blumen in dem verwitterten Felsboden gediehen.

Sie kannte jedes Nest, das die Strandvögel im Sande bauten, und jede wilde Blume, die zwischen den Klippen blühte; sie wußte, wo die Seealgen ihre feinen Äste unter dem Wasser ausbreiteten, und an welchen Stellen die Flut die schönsten Muscheln an den Strand warf. Mit dem Strandpfeifer um die Wette flog sie am Strande auf und ab und suchte das Treibholz, das auf dem Sande bleichte, zusammen, um es der alten Margit für das Küchenfeuer zuzutragen. Dabei fand sie gewöhnlich etwas, was ihre Gedanken beschäftigte: bald eine Planke von einem vielleicht weit draußen auf dem Meere zugrunde gegangenen Boote, bald einen Ast, der noch mit Blättern und Früchten bedeckt war, und den die Strömung von der Küste hergeführt hatte, oder ein paar Schindeln, auf denen die Zahlen noch zu lesen waren, die der Baumeister auf dem Lande darauf geschrieben.

Des Abends, wenn der Vater mit Andreas oder auch allein nach dem Lande gefahren war, dann saß sie an der kleinen Bucht, der einzigen Stelle, wo ein Boot sicher landen konnte, ihre Laterne als Leitstern für den Vater neben sich, und wartete geduldig auf die Rückkehr. Wie freudig horchte sie dann auf, wenn durch die Stille der Nacht das Rauschen des Segels zu ihr drang und das Boot des Vaters plötzlich aus dem Schatten in den hellen Lichtkreis der Laterne kam.

Von Vergnügungen, wie andere Kinder sie haben, von Kindergesellschaften oder lustigen Ausflügen, von Schaustellungen oder Theateraufführungen wußte sie nichts, und dennoch fehlte es auch in ihrem Leben nicht an Abwechslung. Wenn sich die Wildgänse auf ihrem Zuge nach Süden zu kurzer Rast auf der Insel niederließen, daß die grauen Klippen wie mit Schneeflocken bedeckt schienen und man die müden Vögel mit den Händen hätte fangen können; wenn im Frühjahr die ersten Drosseln kamen oder die Möwen ihre Nester mit feingesprenkelten Eiern füllten; wenn ein großes Schiff mit langnachschleppender Rauchsäule vorüberzog oder eine Fischerbarke Schutz vor dem Sturm in der Bucht der Insel suchte, so waren das Ereignisse, die ihre Kinderseele für lange beschäftigten; und wenn es nichts anderes zu sehen gab, dann waren die Wolken zu beobachten, wie sie hin und her zogen, und das Abend- und Morgenrot und das rastlose Spiel der Wellen.

Ja, meint ihr Kinder, im Sommer mag das alles recht schön gewesen sein, da hätte uns das Leben auf der Insel vielleicht auch gefallen, aber im Winter, da war es doch wohl recht traurig auf der einsamen Insel. Nun, wer nicht daran gewöhnt war und kein so fröhliches Herz in seiner Brust trug wie die kleine Ellen, dem konnte im Winter, wenn der Wind oft wochenlang so scharf über die Insel fegte, daß man sich im Freien kaum aufrecht erhalten konnte, oder wenn der Schnee sich so hoch auftürmte, daß der Vater und Andreas den ganzen Tag schaufeln mußten, um den Zugang zum Leuchtturm frei zu halten, wohl manchmal bange werden, aber Ellen war im Winter so vergnügt wie im Sommer. Mochte der Sturm am Hause rütteln, daß die Wände bebten und Teller und Schüsseln auf den Simsen klirrend aneinanderstießen, drinnen war es

heimelig und traut. An den Fenstern blühten im Sommer Monatsrosen, Goldlack und Reseda, und in dem Bauer, das Andreas geschnitzt, zwitscherte ein munteres Rotkehlchen. Ellen hatte es einmal im Herbste, als seine Gefährten davonzogen, mit geknicktem Flügel zwischen den Felsen gefunden und während des Winters gehegt und gepflegt. Im Frühjahr hatte sie es freigelassen, und das Vögelchen war fröhlich davongeflogen; im Herbst aber kam es zurück und kehrte seitdem alljährlich als Wintergast bei Ellen ein.

Und dann hatte Ellen ja ihre Bücher! Kein Kind des Festlandes empfing sorgfältigeren Unterricht als Ellen von dem ernsten, liebevollen Vater, der ihr von den reichen Schätzen seines Wissens mitteilte, was ihr kindliches Verständnis fassen konnte. In der großen Bilderbibel, die einst ihrer Mutter gehört hatte, lernte sie lesen, und als sie dies einmal konnte, da gab es keine größere Lust für sie. Selten kam der Vater vom Lande zurück, ohne ihr ein Buch, das für sie paßte, mitzubringen.

Aber nicht nur aus Büchern unterrichtete sie der Vater. Ging er mit ihr auf der Insel umher, dann lehrte er sie die verschiedenartigen Tiere und Pflanzen kennen und die Gesteinsarten unterscheiden; er erzählte ihr von der Geschichte des Landes, dem sie angehörten, und wenn er abends mit ihr auf dem Leuchtturm stand, dann zeigte er ihr die Sterne und erzählte von den ewigen Gesetzen, nach denen sie am Himmel wandeln.

Die größte Freude aber bereitete es ihr, wenn sie dem Vater helfen durfte, die Lampen des Leuchtturmes anzufüllen und anzuzünden und die blanken Metallspiegel dahinter so zu stellen, daß sie das Licht recht hell und weit auf das Meer warfen. Zuweilen nahm sie der Vater auch mit sich ans Land. Mit

großen verwunderten Augen sah Ellen dann in das geschäftige Leben und Treiben der Straßen. Wohl freute sie sich am Anblicke der glänzenden Spielsachen in den Läden, aber ihr Sinn war zu einfach, als daß sich der Wunsch, sie zu besitzen, in ihr geregt hätte.

Der Vater brachte sie wohl auch mit andern Kindern zusammen, aber sie verstanden einander nicht. Was ihr die Kinder von ihrem Schulleben und ihren Vergnügungen erzählten, das klang Ellen wie ein Märchen aus einer andern Welt, und ebenso erging es den Kindern, wenn Ellen ihnen von den Freuden und den Erlebnissen auf ihrer Insel erzählte. Ellen fühlte sich viel einsamer und verlassener unter ihnen als auf ihrer stillen Insel, und sie atmete erst wieder auf, wenn der Vater sie zur Heimkehr aufforderte und sie mit ihm wieder dem bekannten, lieben Leuchtturm zufuhr. So war Ellen neun Jahre alt geworden.

Es war ein stürmischer Tag gewesen, und es wurde eine noch stürmischere Nacht. Weit draußen auf der See hatte sich ein fremdes Schiff gezeigt, das mühsam mit den Wellen kämpfte. „Wenn sie den Klippen zu nahe kommen, sind sie verloren," sagte der Vater. Angstvoll hatte Ellen nach dem fernen Schiffe gespäht, bis die Dämmerung es ihren Blicken entzog. Jetzt lag sie in ihrem Bette, aber sie konnte nicht schlafen, mußte sie doch bei jedem Windstoß an die armen Menschen denken, die jetzt da draußen auf dem dunklen Meer um ihr Leben kämpften.

Plötzlich erdröhnten dumpfe Schläge durch das Heulen des Sturmes. Das waren Kanonenschüsse, Notrufe, durch die das bedrängte Schiff um Hilfe rief. Ellens Herz erbebte. „Können wir den Armen wohl helfen?" fragte sie. Der Vater schüttelte schweigend den Kopf. Sich bei solcher Nacht im ge-

brechlichen Kahne in die offene See zu wagen, wäre sicherer Untergang gewesen. Allmählich verstummten die Notschüsse; vom Weinen müde, überließ sich Ellen dem Schlafe.

Als sie erwachte fand sie den Vater und Andreas schon in voller Tätigkeit. Das Schiff war weit draußen auf den Klippen zerschellt, und die Wogen warfen allerhand Gegenstände, Kisten und Ballen an das Land, die geborgen und einstweilen in Verwahrung genommen werden mußten.

Von der Mannschaft war nichts zu entdecken, die tobenden Wellen mußten sie in die Tiefe gezogen haben. Ellens Herz schmolz in Mitleid. Wie mochten die fernen Angehörigen warten, daß ihre Lieben zurückkehrten, während diese hier auf dem Meeresgrund begraben lagen!

Ganz allein saß Ellen am nächsten Tage am Ufer. Noch immer trieben allerhand Trümmer auf den Wellen, Planken, Stücke der Schiffsverkleidung, Tonnen und Mastenstücke; da blickte sie plötzlich erschrocken auf. Was da herantrieb, das war ein kleines Boot, aber das Boot war nicht leer. Mit entsetzten Augen sah sie, daß ein Knabe darin lag, nicht viel älter als sie, in fremdländischem Anzuge, das weiße Antlitz von wirrem, dunklem Haar umgeben. Regungslos, die Augen geschlossen, lag er da. War er tot, und woher kam er?

Aber jetzt war keine Zeit zu solchen Fragen. Schon die nächste Welle konnte den Kahn wieder abtreiben und mit sich hinausnehmen in das weite Meer. Schnell entschlossen streifte sie Schuhe und Strümpfe ab und watete dem Kahn entgegen, soweit sie konnte; dann packte sie ihn am Vorderteil und zog ihn, geschickt den Augenblick benützend, wo eine Welle den Kahn aufhob, so weit als möglich hinauf auf den trockenen Sand.

Jetzt kamen auch der Vater und Andreas herbei. Behutsam

ward der Knabe in das Haus auf ein Lager gebracht. Der Vater horchte nach dem Schlage seines Herzens. „Er ist nicht tot, nur ganz erschöpft," sagte er dann; „er muß zu dem gescheiterten Schiffe gehören und seit dessen Untergang auf dem Wasser treiben."

Mit liebevoller Sorgfalt mühten sich alle um ihn. Nach Stunden schlug er die Augen auf; schon wollte Ellen aufjubeln, aber der Vater winkte ihr Schweigen zu. Die Blicke des Knaben waren verwirrt, und die Worte, die er in fremder Sprache hervorstieß, klangen wild und unzusammenhängend. Ein hitziges Fieber hatte ihn ergriffen.

Wochenlang kämpfte er mit dem Tode, dann siegte seine Jugendkraft. Ellen war glückselig, als er sie zum erstenmal mit klaren Augen und dankbarem Lächeln anblickte. Wenn sie nur gewußt hätte, wie sie sich mit ihm verständigen sollte! Der Vater sagte, was der Knabe spreche, sei Spanisch; ach, und davon verstand sie kein einziges Wort, und auch der Vater und Andreas konnten ihr nicht helfen. Luiz aber — daß dies sein Name sei, hatte sie doch herausgebracht — verstand kein Wort Englisch. Wie sollten sie da miteinander reden, wie sollten sie sich verständigen!

Aber Ellen wußte Rat. Unermüdlich zeigte und benannte sie dem Knaben jeden Gegenstand, erst im Zimmer und dann im Freien, und unermüdlich sagte Luiz nach, was sie ihm vorsagte. Als er nur erst einige Worte inne hatte, da ging es schnell mit dem Sprechenlernen vorwärts. Nach den einzelnen Worten kamen kleine Sätze an die Reihe, und wenn Luiz dieselben anfänglich oft auch so verkehrt herausbrachte, daß Ellen sich halbtot darüber lachen wollte, so ging es doch bald besser, und es dauerte gar nicht lange, da plauderten die beiden Kin-

der so lustig mit einander, als hätten sie immer dieselbe Sprache gesprochen.

Als sich der Knabe genügend ausdrücken konnte, versuchte es der Vater, Auskunft von ihm über seine Herkunft zu erhalten, ob aber die Krankheit das Gedächtnis des Knaben geschwächt, oder ob die lange Zeit, die inzwischen vergangen war, die Schuld daran trug, es war nicht viel, was der Vater von dem Knaben erfuhr. Daß er Luiz de la Cerda heiße, daß seine Mutter tot sei und sein Vater Arzt und mit ihm auf dem Schiffe gewesen war, das wußte er. Ob er aber noch Verwandte habe, wie sein Heimatsort heiße, und wohin der Vater mit ihm reisen wollte, das wußte er ebensowenig zu sagen, als in welcher Weise er in der Schreckensnacht, in der das Schiff unterging, allein in das Boot geraten war.

Der Vater verständigte die nächste Behörde auf dem Festlande von dem Auffinden des Knaben, und diese schrieb nach seinem Heimatland, um Nachforschungen anstellen zu lassen; einstweilen blieb der Knabe auf der Insel, und mit dem leichten Sinn des Kindes dachte er bald nicht mehr daran, daß die Insel nicht immer seine Heimat gewesen.

Ellen war überglücklich, jetzt einen Genossen und Spielkameraden gefunden zu haben, und der Vater, dem es schon lange Kummer gemacht, daß sein Töchterchen so einsam aufwachsen mußte, wandte beiden Kindern die gleiche Liebe und Sorgfalt zu. Die Kinder hingen wie Bruder und Schwester aneinander. Luiz war feurig und entschlossen in allem, was er tat; Ellen mit ihrem weichen, zärtlichen Herzen ordnete sich willig dem älteren Gefährten unter.

Von Andreas lernte Luiz das Ruder führen und ein Segel regieren, und bald verstand er, das Netz nach Fischen auszuwerfen oder Wasservögel zu schießen. Am liebsten aber

waren ihm die Stunden, in denen der Vater ihn und Ellen unterrichtete; denn wie die Kinder zusammen spielten, so lernten sie auch zusammen. Mit glänzenden Augen hing der Knabe an den Lippen des Vaters, und dieser mußte sich oft mit geheimer Sorge gestehen, daß sein alleiniger Unterricht dem ungestümen Wissensdurst des Knaben nicht mehr lange genügen werde.

Gingen die Kinder nach solchen Stunden Hand in Hand über die Insel oder saßen in irgendeiner versteckten Klippenspalte traulich nebeneinander, dann teilte Luiz dem aufhorchenden Mädchen seine Pläne und Hoffnungen für die Zukunft mit. Daß er wie sein Vater Arzt werden wollte, das stand fest bei ihm, doch nicht irgendwo auf dem Lande, sondern hier auf der kleinen Insel.

„Aber hier sind keine Kranken!" warf Ellen ein.

„Die werden schon kommen, wenn ich erst ein berühmter Doktor bin. Ich baue ihnen ein großes Haus mit hellen, luftigen Zimmern, und vor dem Hause lege ich einen Badeplatz an, und auf dem Strande können die kranken Leute spazieren gehen und die gute Seeluft einatmen. Dort drüben zwischen den Klippen aber soll ein hübsches, kleines Haus stehen."

„Wer soll denn in dem Hause wohnen?"

„Niemand als du und ich und der Vater."

„Und Margit und Andreas nicht?"

„Margit und Andreas auch. Und vor dem Hause soll ein Garten sein, ganz bunt von Blumen wie der deine, aber größer, und ringsherum soll eine Laube gehen."

„Mit wildem Wein umzogen, nicht wahr?"

„Ja, etwas Grünes muß darum sein; und kein Bittender soll in meinem Hause abgewiesen werden, jeder soll Rat und Hilfe bei mir finden."

„Und ich darf dir bei allem helfen? O Luiz, wie schön wird das sein! Wenn es nur schon so weit wäre!“

Ellens kindlichem Gemüte kamen die Pläne ihres Gefährten gar nicht unausführbar vor; wenn aber der Vater davon hörte, dann seufzte er mitleidig. Er wußte besser als die beiden Kinder, wie schwer, ja wie unmöglich die Ausführung solch hochfliegender Pläne für jemand sein müsse, der ohne Geld und ohne Freunde wie Luiz war.

* *
*

Mehrere Jahre waren vergangen. Luiz war ein vierzehnjähriger kräftiger Knabe geworden, Ellen ein kluges, freundlich blickendes Mädchen von dreizehn Jahren. Da brach ein gewaltiger Krieg im Lande aus. In beutegierigen Scharen drangen die Feinde von Süden herauf vor, und wenn die Bewohner der kleinen Insel auch glaubten, für sich selbst wenig fürchten zu müssen, so erfüllten die schlimmen Nachrichten, die vom Lande zu ihnen kamen, doch auch sie mit Sorge und Unruhe.

Da kam ganz unerwartet ein Tag des Schreckens über die Insel. Zugleich mit der einfallenden Dämmerung war auf Booten eine feindliche Schar gekommen und hatte die Bewohner der Insel überfallen. Andreas und die laut jammernde Margit wurden in eine Kammer gesperrt, der Vater ward gebunden und unter scharfer Bewachung im Wohnzimmer gehalten, nur die Kinder hatte man unbeachtet gelassen.

Zitternd vor Aufregung sahen sie aus einem Versteck zwischen den Felsen hervor, wie die Soldaten die Lebensmittel aus dem Vorratsraum des Leuchtturms rissen und zu zechen und zu schmausen begannen. Sie hatten sich zwischen dem Hause und dem Leuchtturm gelagert, aber kein Feuer ange-

macht, trotz der Kühle des Abends, damit der Feuerschein nicht vom Meere aus gesehen werde. Dafür ging die Rumflasche fleißig von Hand zu Hand. Auch die Lichter des Leuchtturmes hatten sie unangezündet gelassen.

„Ich muß wissen, was sie vorhaben," flüsterte Luiz. „Bleibt du hier, ich kommen zurück, sobald ich gehört habe, was sie reden."

Angstvoll sah Ellen ihm nach, wie er sich nahe an die Soldaten heranschlich und, halb vom Leuchtturm geborgen, zu ihnen hinüberlauschte. Schon nach wenigen Minuten war er wieder bei ihr.

„Es ist ein großes Kriegsschiff auf dem Wege nach dem Lande," berichtete er mit vor Zorn glühenden Wangen, „das wollen sie verderben. Sie glauben, wenn sie die Lichter im Leuchtturm unangezündet lassen, dann wird das Schiff den richtigen Weg verfehlen und an den Klippen zerschellen. Wenn sich dann die Mannschaft in den Booten retten will, wollen sie ihr auflauern und sie umbringen."

Ellen drückte krampfhaft die Hände zusammen. „O Luiz, wenn wir doch das Schiff retten könnten!"

„Wir könnten uns in den Leuchtturm schleichen und die Lichter anzünden," sagte Luiz.

„Aber sie würden die Lichter wieder auslöschen."

„Wir müssen die eisernen Balken von innen vor die Tür legen."

„Aber sie würden die Tür einbrechen!"

„Das geht nicht so leicht, und dann können wir ja auch die eiserne Falltür unter der Kuppel herablassen und die Eisenriegel darüber schieben, dann können sie nicht hinauf."

„Aber wenn sie den Vater entgelten lassen, was wir tun?"

Eine Weile stand Luiz schweigend da und überlegte, dann

blickte er Ellen fest an. „Würdest du für den Vater etwas Großes unternehmen?"

„Alles," sagte sie, „was ich kann."

„Bist du stark genug, allein die Eisenbalken von innen vor die Tür zu legen?"

„Ja," sagte Ellen, seinen Blick mutig aushaltend, „das bin ich."

„Und kannst du die Falltür niederlassen?"

Sie nickte schweigend. „Dann mußt du dich allein in den Leuchtturm schleichen und die Lichter anzünden, während ich in unserem kleinen Boote dem Schiffe entgegenfahre und Hilfe hole. Willst du das tun?"

„Ich will's," sagte Ellen, tief atemholend, „aber fahre erst ab, wenn du siehst, daß die Lichter brennen."

Die Kinder drückten sich fest die Hand, dann verschwand Ellen in der Dunkelheit. Luiz zählte die Minuten. Jetzt mußte sie den Leuchtturm erreicht, jetzt die Tür mit dem Eisenbalken verschlossen haben, jetzt konnte sie die Falltür herabgelassen und die Riegel darübergeschoben haben, jetzt kam sie zu den Lampen, jetzt — o Freude, da flammten schon die roten und die goldenen Lichter auf!

Erst als der Schein der Leuchtturmflammen plötzlich auf das Meer fiel, merkten die Soldaten, daß sie überlistet worden waren. Sie stürzten zur Tür, aber die Tür war verschlossen. Während sie mit wütenden Kolbenschlägen gegen sie andonnerten, schoß, von niemand bemerkt, ein kleines Boot aus den Uferklippen hervor und in das Dunkel der Nacht hinein.

Auf dem Verdeck des großen Kriegsschiffes, das seinen Weg zur Küste nahm, stand der Kommandant mit seinen Offizieren in ernster Beratung. Das späte Auflammen des Leuchtturmlichtes hatte sie unruhig gemacht. Man wußte, daß

Feinde in der Nähe waren. Eben hatte der Kommandant den Befehl gegeben, die Dampfkraft des Schiffes zu vermindern und das Schiff nur langsam und vorsichtig weiter fahren zu lassen, als die Wache ein Boot anrief, das sich dem Schiffe genähert hatte.

Ein paar Minuten später stand Luiz vor dem Kommandanten und berichtete in fliegender Hast von dem Überfall auf der Insel. Sofort traf der Kommandant seine Anordnungen. Die Boote wurden ausgesetzt und bemannt, und von dem Knaben, der ihnen den Landungsplatz zeigte, geführt, ging es der Insel zu.

Vergebens hatten sich unterdessen die Soldaten bemüht, die Tür des Leuchtturms aufzusprengen. Erst als sie anfingen, die großen Steine, in welche die Tür eingefügt war, aus ihren Fugen zu heben, hatten sie besseren Erfolg. Nachdem es ihnen gelungen war, einen Stein zu lockern, ging es rasch vorwärts, und bald lag der Zugang zur Treppe offen.

Schon glaubten sie gewonnenes Spiel zu haben, als ihrem Aufwärtsstürmen durch die geschlossene Falltür ein neues Hindernis bereitet war. Diesmal machten sie sich sogleich daran, die Tür aus ihrer Umfassung zu heben, da aber auf der engen Treppe höchstens zwei Männer zugleich stehen konnten, so kamen sie nur langsam mit ihrer Arbeit vorwärts. Endlich aber schien sich die Tür zu lockern.

Entsetzt hörte Ellen das Herabbröckeln der Steine und die triumphierenden Rufe der Soldaten. Da entstand plötzlich unten wüstes Geschrei, Getümmel und Waffengeklirr. Die Boote hatten ihre Mannschaft unbemerkt gelandet, und die Feinde waren überfallen worden, wie sie die Bewohner der Insel überfallen hatten. Sie mußten sich der Übermacht ergeben und wurden entwaffnet und gebunden in die Boote gebracht.

Kaum war die Treppe zum Leuchtturm von Feinden frei, so eilte Luiz hinauf und holte die mutige Ellen herab; dann begaben sie sich zusammen zum Vater, den man unterdessen von seinen Fesseln befreit hatte. Staunend hörte dieser, was seine Kinder getan und welches Unheil sie durch ihre Entschlossenheit verhütet hatten.

„Wer ist der Knabe, der auf das Schiff kam?“ fragte der Kommandant, als der Vater zu ihm geführt wurde. „Er sieht nicht aus, als ob er von dieser Insel wäre.“ Der Vater teilte mit, was er von der Herkunft des Knaben wußte.

„De la Cerda?“ wiederholte der Kommandant sinnend. „Der Name klingt mir nicht unbekannt. Ich glaube, ich habe ihn bei meinen Reisen in Spanien als den einer angesehenen Familie in Cadiz nennen hören. Ich werde Nachforschungen anstellen lassen. Es würde mich freuen, dem mutigen Knaben dadurch meine Schuld abtragen zu können, daß ich ihm zu seiner Familie und vielleicht auch zu einem Vermögen, das ihm zukommt, verhelfe.“

Der Kommandant vergaß nicht, was er versprochen hatte. Schon nach kurzer Zeit kamen Nachrichten aus Spanien. Ein Oheim des Knaben hatte sich gefunden. Luiz' Vater hatte jenem, ehe er mit seinem Knaben, von dem er sich nicht trennen wollte, die Reise nach Amerika, welche wissenschaftlichen Zwecken diente, unternahm, sein nicht unbedeutendes Vermögen anvertraut. Der Oheim hatte geglaubt, Vater und Kind seien umgekommen; als er nun hörte, daß Luiz noch lebe, wünschte er, daß der Knabe zu ihm komme und bei ihm erzogen werde.

„Ich gehe nicht von euch,“ sagte Luiz, als der Vater ihm diese Nachricht brachte. „Du, mein Vater, und Ellen, ihr seid meine Verwandten, und hier auf der Insel ist meine Heimat.“

„Und deine Pläne für die Zukunft?“ fragte der Vater.

„Ich dachte, du wolltest Arzt werden. Willst du die Studien dazu hier auf der Insel machen? Nein, mein Kind," — er fuhr liebkosend über das Haar des Knaben, — „gehe und werde ein tüchtiger Mann, und wenn du dann noch so denkst wie jetzt, dann kehre zurück. Unsere Herzen werden dir immer offen stehen." —

Fünfzehn Jahre sind vergangen, seit Luiz Abschied von ihr nahm. Winkte aber nicht noch immer der bekannte Leuchtturm von ihr herüber, so würden wir sie kaum wiedererkennen; und selbst der Leuchtturm hat sich verändert. Der mächtige Unterbau ist wohl noch derselbe, aber auf ihm erhebt sich ein neuer Turm, und die Lampen in der Kuppel werden nicht mehr mit Öl gespeist, sondern glühen in elektrischem Licht. Noch immer aber fällt das Licht durch farbige Gläser, so daß sie des Abends golden und rot durch die Dunkelheit leuchten.

An dem früher so einsamen Strande aber, wo Ellen mit dem Strandpfeifer um die Wette auf und ab flog oder später mit Luiz traulich Hand in Hand saß, da herrscht jetzt zur Sommerszeit ein bewegtes Leben. Dort steht ein großes, prächtiges Haus, von vielen Nebengebäuden umgeben, in dem Doktor Luiz de la Cerda, den jedermann um seiner Geschicklichkeit und seiner Herzensgüte willen hochschätzt, seine Kranken und seine Sommergäste aufnimmt.

Vor dem großen Gebäude, auf dem feinen Ufersande, gehen die Badegäste spazieren oder sonnen sich in ihren Strandkörben, oder sie lassen sich auch mit dem Badekarren zum kräftigenden Bade in die Salzflut rollen. Überall wimmelt es von fröhlichen Kindern, die mit bloßen Füßen lustig den Wellen entgegengehen oder mit ihren kleinen Schaufeln und Schiebkarren im Sande herumarbeiten, Burgen und Berge, Teiche

und Kanäle anlegen, unbekümmert darum, daß die nächste Flut alles wieder zerstört.

Ganz am Ende der Insel aber, da, wo die kleine Landzunge sich in das Meer hinaus erstreckt, steht ein schmuckes Haus, ein Garten voll bunter Blumen liegt davor, und auf der anderen Seite umzieht es ein grünumrankter Vorbau. Dort wohnt Doktor Luiz de la Cerda. Eben tritt er aus dem Hause. Eine blonde junge Frau mit hellen, sonnigen Augen und ein alter Mann mit schneeweißem Haar, aber klaren, gütigen Augen gehen neben ihm. Sinnend blicken alle drei auf die untergehende Sonne, welche Insel und Meer mit ihren letzten Strahlen vergoldet.

Da drängen sich zwei Kinder ihnen nach aus dem Hause: der Knabe mit schwarzem Haar und feurigen Augen wie der Vater, das Mädchen blond und fröhlich blickend wie die Mutter. „Wenn ich einmal groß bin, dann werde ich Arzt wie du, Vater," sagte der Knabe; „aber nicht wahr, es gibt auch andere Orte, wo es so schön ist wie auf dieser Insel?"

Der Vater streicht ihm das Haar aus der Stirn. „Überall wo man seine Pflicht tut und Gutes wirkt, ist es schön."

„Aber auf unserer Insel ist es am allerschönsten," sagt das kleine Mädchen, sich an die Mutter drängend. Die Mutter blickt auf ihre Lieben; dann läßt sie voll stillen Glücks den Blick über die kleine Insel schweifen bis zu dem Leuchtturm hin, dessen Kuppel in der Abendsonne wie eine goldene Krone glüht.

Die Schatzkammer.

In einer kleinen deutschen Residenzstadt lag ein Schloß, das einem Erzbischof gehörte. Rings um das Schloß zog sich ein Garten, nicht gerade besonders groß, aber aufs sorgfältigste gepflegt und mit einer Fülle seltener Blumen und Bäume versehen.

Der Garten war von allen Seiten so gut verwahrt, daß niemand ohne Erlaubnis der Wächter, die das Tor hüteten, hineinkonnte. Auf der einen Seite grenzte er an den großen und tiefen Schloßgraben, und an der anderen war er von einem sechs Meter hohen Eisengitter umgeben, dessen Stäbe oben Spitzen mit Widerhaken trugen, die jeden, der versuchte hinüberzuklettern, unbarmherzig aufgespießt hätten.

Ganz hinten in dem Garten stand ein kleines, einstöckiges Häuschen mit grauem Schindeldach und rot angestrichenen Balken. Darin wohnte der Gartengehilfe Joseph Schmidt. Der hatte die Liebe zur Gärtnerei von seinem Vater geerbt, der auch Gärtner gewesen, aber schon in jungen Jahren gestorben war.

Trotzdem Joseph erst einundzwanzig Jahre alt war, hatte er sich schon tüchtig in der Welt umgesehen, war in Frankreich und England gewesen und hatte überall gelernt, was nur in seinem Fach zu lernen war.

Mit besonderer Liebe hatte er sich immer mit der Pflege

ausländischer Pflanzen befaßt, die, weil sie aus fremden, wärmeren Landen zu uns kommen, besonders zart und sorgfältig behandelt werden müssen. Als der Hofgärtner des Erzbischofs Joseph, von dem er durch einen Freund Gutes gehört hatte, als Gehilfen zu sich berief, da hatte dieser es als besonderes Glück empfunden, daß ihm die Obhut über das große Gewächshaus mit seinen vielen seltenen und kostbaren Pflanzen anvertraut wurde. Diese aber, die es sehr gut herausfühlen, ob jemand sie mit liebender Hand oder gleichgültig und verdrossen besorgt, dankten ihrem Pfleger durch so schönes Blühen und Gedeihen, daß der Hofgärtner im geheimen seine helle Freude daran hatte.

Noch ein anderer Grund war es, der Joseph seinen jetzigen Aufenthalt lieb machte. Hier lebte ja seine gute Mutter, an der er mit ganzem Herzen hing. Sie bezog seit dem Tode ihres Mannes einen kleinen Ruhegehalt und hatte ein Stübchen in dem Versorgungshaus der Stadt inne. Hier besuchte sie Joseph jeden Sonn- und Feiertag.

Wollte man in die Wohnung der Mutter kommen, mußte man einen dunklen Gang und eine ebenso dunkle Küche durchschreiten, das Stübchen selbst aber glich einem freundlichen kleinen Garten. An dem Fenster, in das im Sommer wie im Winter die Sonne täglich für mehrere Stunden schien, hatte Joseph mehrere Holzrahmen angebracht und sie mit einer Menge kleiner Blumentöpfe besetzt. Da er der Mutter genau sagte, wie sie die Blumen pflegen mußte, und am Sonntag selber nach ihnen sah und sie mit einem feinen Pinsel von jedem auf sie gefallenen Staubkörnchen reinigte, so blühten sie immer in schönster Pracht.

Auch sonst suchte Joseph seiner Mutter auf jede Art seine Liebe zu beweisen. Noch war sein Gehalt klein, was er

aber nur ersparen konnte, das brachte er allwöchentlich der Mutter. Da er nicht wollte, daß sie sich jedesmal dafür bedankte, steckte er das Geld verstohlen in ein kleines, aus Stroh geflochtenes Körbchen, das in einer Vertiefung der Wand stand und Fingerhut, Nadelbüchse und Zwirnröllchen der Mutter enthielt.

Dort fand die Mutter das Geld, wenn er fort war; da sie aber die Art ihres Sohnes kannte, sagte sie nie etwas darüber und verbarg die Freude über ihren guten Sohn ganz still in ihrem Herzen.

Sie verbrauchte das Geld übrigens nicht für sich, denn bei ihrer Genügsamkeit kam sie mit ihrem Jahresgehalt eben aus, sie kaufte feinen Flachs dafür und spann ihn zu Leinwand. Mit der wollte sie Joseph überraschen, wenn er einmal einen eigenen Hausstand gründete. Saß sie dann emsig über ihre Arbeit gebeugt, so spann sie mit den Fäden zugleich goldene Träume für die Zukunft ihres Jungen.

Ganz waren diese Träume nicht aus der Luft gegriffen; der Hofgärtner war alt und kränklich, und Joseph hatte unter der Hand von dem Schloßverwalter erfahren, der Erzbischof habe dem Hofgärtner den Auftrag gegeben, innerhalb eines Jahres einen von seinen zwei Gartengehilfen zum Nachfolger zu wählen, in dessen Hände er über kurz oder lang sein treu geführtes Amt legen könnte.

Für die Mutter war es eine ausgemachte Sache, daß die Wahl des Hofgärtners auf ihren Joseph fallen würde, sicher war dies aber nicht; der Hofgärtner selbst hatte sich noch nicht entschieden. Wohl fühlte er sich mehr zu Joseph mit seinem offenen, freundlichen Wesen und seiner Geschicklichkeit in der Blumenpflege hingezogen, aber er mußte doch zugestehen, daß auch der andere Gehilfe geschickt und tüchtig in seinem Fache war. Zudem war dieser älter als Joseph und stand schon

länger im erzbischöflichen Dienste, so daß er wohl beanspruchen konnte, ernstlich berücksichtigt zu werden.

„Kommt Zeit, kommt Rat," dachte der alte Hofgärtner, „einstweilen bin ich noch da."

Auch Joseph machte sich darüber keine Sorge und überließ alles der Zukunft.

Umsomehr tat dies der zweite Gehilfe. Äußerlich war er voll Freundlichkeit gegen Joseph, innerlich aber verzehrte er sich vor Groll gegen ihn und grübelte Tag und Nacht darüber nach, wie er ihn aus der Gunst des Hofgärtners und am liebsten ganz aus seiner Stelle verdrängen könnte.

Joseph ahnte nichts von den bösen Gedanken seines Gefährten, aber da sein ganzes Wesen ihm wenig gefiel, verkehrte er nur so viel mit ihm, als sich nicht vermeiden ließ.

Dafür hatte er einen anderen Freund. Unter den Angehörigen der Universität, denen der Erzbischof erlaubte, ihrer botanischen Studien wegen seinen Garten zu besuchen, befand sich auch der Famulus (Diener) eines Professors, der sich freundschaftlich an Joseph anschloß. Joseph ließ ihn in seinem Gewächshaus unbehindert aus- und eingehen, und er nahm Joseph dafür in seinen Freistunden in das Laboratorium, die Arbeitsstätte des Professors, mit und ließ ihn an seinen Versuchen teilnehmen.

So waren die beiden Jünglinge viel zusammen und gingen einen guten und schönen Weg miteinander; leider aber kamen sie bald auf einen verderblichen Abweg.

Eines Tages nämlich fand der Famulus, als er im Laboratorium des Professors aufräumte, ein altes Büchlein, das der Professor hatte liegen lassen, und das von der Kunst handelte, Gold zu machen.

Damals glaubten viele Leute, darunter auch sehr kluge und

gelehrte Personen, es müsse ihnen gelingen, Gold herzustellen, wenn sie nur die rechten Metalle im Feuer zusammenzuschmelzen verständen. Viele opferten ihr ganzes Vermögen bei diesen Versuchen, denn die Metalle, aus denen sie Gold zu bereiten versuchten, waren meist sehr kostbar.

Der Famulus zeigte Joseph das Buch und studierte es eifrig mit ihm durch; und weil sie bisher mit den Versuchen, die Pflanzen in ihre Bestandteile zu zerlegen, so glücklich gewesen waren, meinten sie, es müßte ihnen auch gelingen, Gold zu machen.

Zu ihren Versuchen mit den Pflanzen hatten sie nichts weiter gebraucht als Kohlen, Gefäße und einige wenig kostspielige Sachen, die ihnen der Professor gern überließ, jetzt aber brauchten sie nach den Vorschriften des Goldmacherbüchleins viele teure Dinge, und da der Famulus vom Professor sonst nichts bekam als Kost und Kleidung und selbst gar kein Geld besaß, so ließ er sich verleiten, dem Professor zu entwenden, was er für seine Versuche nötig hatte.

Joseph ahnte nichts von den Diebereien seines Genossen, doch verwendete er jetzt alles, was er irgend erübrigen konnte, auf seine Versuche, und für seine arme Mutter blieb nichts mehr übrig; das Körbchen, in das er sonst seine Gaben verborgen hatte, war leer, so oft sie es auch zur Hand nahm. Das hätte die Mutter aber wenig bekümmert, wenn Joseph nur nicht in seinem ganzen Wesen so verändert gewesen wäre. Seine Besuche am Sonntag wurden immer kürzer und seine Antworten auf ihre besorgten Fragen immer unfreundlicher; und für die Blumen an ihrem Fenster, die er sonst so liebevoll gepflegt, hatte er keinen Blick mehr, so daß sie bald einen traurigen Anblick boten.

Den Pflanzen in seinem Gewächshause ließ Joseph es

vorläufig nicht an Pflege fehlen, aber er besorgte sie so gleichgültig, daß der alte Hofgärtner oft den Kopf über sein verwandeltes Wesen schüttelte.

So war der Frühling gekommen. Der erste Mai, ein Sonntag, brachte prächtigen Sonnenschein, so daß Joseph es für angezeigt hielt, die Fenster des Gewächshauses für einige Stunden zu öffnen, damit die sonnendurchwärmte Luft allen Pflanzen darin, selbst denen in der „Schatzkammer", zugute kommen konnte.

Die „Schatzkammer" war ein Teil des Glashauses, in dem sich die seltensten ausländischen Pflanzen befanden. Der Erzbischof hatte sie mit großen Kosten aus fernen Gegenden herbeibringen lassen, so daß ihr Wert sicher über tausend Taler betrug, denn wenn es sich um seine Blumenliebhaberei handelte, war dem Erzbischof kein Preis zu hoch.

Natürlich verlangten diese Pflanzen eine sehr sorgfältige Pflege, und Joseph hatte bei Tag und selbst bei Nacht dafür zu sorgen, daß die zarten Fremdlinge immer die gleiche Wärme und Feuchtigkeit genossen.

Eben als Joseph mit dem Öffnen der Fenster fertig war, kam ein Bote von dem Famulus mit einem Briefchen für ihn. Darin stand, der Famulus hoffe, endlich dem Geheimnis des Goldmachens auf die Spur gekommen zu sein; heute nachmittag wolle er die entscheidende Probe machen, und Joseph solle sich beeilen zu ihm zu kommen, um dabei zu sein, wenn er das Gold aus dem Tiegel hebe.

Ohne Zögern machte sich Joseph auf den Weg. Daß seine Mutter ihn heute, am Sonntag, sicher erwartete, fiel ihm in seiner Aufregung gar nicht ein; aber auch wenn er daran gedacht hätte, der Gedanke an seine Mutter würde ihn heute nicht zurückgehalten haben.

Er fand den Freund schon in voller Tätigkeit, aber obwohl er den Schmelztiegel bereits seit drei Stunden der stärksten Glut ausgesetzt hatte, so fand sich doch, als die beiden Goldmacher ihn öffneten, daß die Stoffe darin noch nicht einmal miteinander verschmolzen, geschweige denn zu Gold geworden waren.

Der Tiegel mußte abgekühlt und geleert, dann von neuem gefüllt, verkittet und in die Kohlen gestellt werden, wobei der Famulus hoch und teuer versicherte, es bedürfe nur noch größerer Hitze, um das Werk gelingen zu lassen.

Joseph half, so gut er konnte. Er handhabte den Blasebalg so gewaltig, daß er den Kohlen in dem kleinen Windofen vier Stunden lang keine Ruhe ließ und der Platintigel darin allmählich so weiß erglühte wie geschmolzenes Eisen.

Als nun auch die fünfte Stunde zu Ende ging und der Zeitpunkt nicht mehr fern war, wo es sich zeigen mußte, ob all ihre Mühe belohnt werden sollte, fiel Josephs Blick ganz von ungefähr auf das Fenster des Laboratoriums. Als er dasselbe von der Kälte draußen angelaufen sah, durchzuckte ein Schlag seinen ganzen Körper. Er wußte sofort, daß dem sonnigen Tage, wie es im Mai so oft geschieht, ein rauher Abend gefolgt war, und daß die Kälte ungehindert über die zarten Pflanzen der Schatzkammer, deren Fenster er vergessen hatte zu schließen, herfallen konnte.

Ohne ein Wort zu sprechen, sprang er von seinem Schemel auf, warf den Blasebalg weg und stürzte zur Tür hinaus.

Wie von bösen Geistern verfolgt, jagte er durch die langen Straßen dem Hofgarten zu. Und die Hoffnung, daß vielleicht einer der Gartenarbeiter seine Vergessenheit gut gemacht und der kalten Abendluft den Zugang in die Schatzkammer

versperrt habe, gab seinen zitternden Knien die Kraft, nicht ganz unter ihm zusammenzubrechen.

Dieser Trost war freilich ein vergeblicher. Sein Kollege, der andere Gehilfe, hatte voll heimlichen Frohlockens Josephs Versehen bemerkt und alles getan, um diese günstige Gelegenheit zum Verderben Josephs zu benützen.

Damit keiner von den Gartenarbeitern, denen die Bewachung des Gartens für diesen Nachmittag anvertraut war, die Fenster vielleicht schließe, hatte er ihnen erlaubt, für einige Stunden ins Wirtshaus zu gehen und ihnen sogar etwas Geld gegeben, damit sie nicht nach dem ersten Glas zurückkehren mußten.

Dann hatte er die Fenster noch etwas weiter aufgemacht, als Joseph schon getan, und darauf voll Schadenfreude beobachtet, wie das Quecksilber im großen Thermometer, das am Gewächshaus hing, von Linie zu Linie sank, bis es endlich auf dem Gefrierpunkt angelangt war. Nun wußte er, daß es um die Pflanzen im Gewächshaus geschehen war.

Als Joseph in seinem Laufe den Hofgarten erreicht hatte, fand er, daß seine Mutter vor dem Gitter auf ihn wartete. Die Angst um sein Ausbleiben hatte sie hergetrieben. Er nahm sich aber nicht Zeit, sie zu beruhigen, sondern schob sie zur Seite und stürzte weiter.

Als er so weit gekommen war, um das Glashaus zu überblicken, und die Fenster weit offenstehen sah, da überkam ihn für einen Augenblick die Verzweiflung. Es war ihm, als sei es ganz und gar mit ihm aus. Aber gleich darauf gewann er seine Fassung zurück.

Mit einem Blick zum Himmel empor gelobte er sich, nicht zu verzagen, sondern die Strafe, die ihn für seine Schuld treffen mußte, mutig auf sich zu nehmen und, schon um seiner

Mutter willen, sich den Folgen seines Vergehens, und wenn es die schwersten wären, nicht zu entziehen.

Durch diesen Vorsatz gekräftigt, betrat er mit festem Schritt das Glashaus. Aber trotz seiner Fassung krampfte sich ihm sein Herz zusammen, als er das Unheil sah, das sein Vergehen angerichtet hatte.

Zwar hatten erst die zartesten und empfindlichsten Pflanzen ihre Häupter geneigt, die Mehrzahl schien noch frisch und gesund zu sein, aber sein geübtes Auge entdeckte sofort, daß sich hinter dem frischen Aussehen der Tod verbarg. Diejenigen seiner Pfleglinge, die nicht schon welk dastanden, würden dies in kurzer Zeit tun, und die Schatzkammer, die vor zwei Stunden einen Wert von mehr als tausend Talern umschloß, enthielt jetzt eigentlich nichts mehr als leere Töpfe.

Zu helfen gab es nichts mehr; Joseph schloß die Fenster mit zitternder Hand und legte die wärmenden Bretter darüber. Dann verließ er das Glashaus, das ihm so lieb gewesen, und das er voraussichtlich nicht mehr betreten durfte.

Gern hätte er jetzt Trost bei seiner Mutter gesucht, aber das Gartentor war schon geschlossen, und er konnte nicht mehr hinaus. In seinem Stübchen vermochte er mit seinem schweren Herzen nicht zu bleiben; unruhig lief er längs des Schlosses, das seinen Schatten weit in den mondbeschienenen Park warf, auf und ab.

Dort trat sein Mitgehilfe, der ihn von weitem beobachtet hatte, zu ihm und fragte, anscheinend ganz unbefangen, was Joseph noch im Garten mache.

Joseph erzählte ihm offen, was geschehen war, ohne sich irgendwie entschuldigen zu wollen, und fügte hinzu, daß er die Sache morgen früh selbst dem Hofgärtner anzeigen und

dann ruhig die Strafe erwarten würde, die der Erzbischof über ihn zu verhängen für gut hielte.

Das paßte dem Mitgehilfen aber durchaus nicht in seinen Plan. Er wußte, daß der Erzbischof ein gütiger Herr war, und hielt es nicht für unmöglich, daß er Joseph seines offenen Geständnisses und seiner Reue wegen begnadigen würde. Das wollte er aber verhindern.

Wenn er an Josephs Stelle wäre, meinte er, dann würde er die Strafe nicht abwarten. Der Erzbischof sei ein strenger Herr. Jüngere Leute strafe er gewöhnlich damit, daß er sie unter die Soldaten stecke und sie dort so lange festhalte, bis sie alt und grau geworden, dann könnten sie betteln gehen. Wenn er so etwas angestellt hätte, würde er einen Sprung in den Schloßgraben nicht scheuen. Joseph sei ja ein so guter Schwimmer, daß er leicht hinüberkommen und sich in Sicherheit bringen könnte.

Was er Joseph nicht sagte, war, daß der Schloßgraben unter einer dünnen Wasserdecke tiefen, zähen Schlamm enthielt, in dem jeder, der den Sprung hineinwagte, steckenbleiben und elend umkommen mußte.

Obwohl Joseph die Arglist seines Feindes nicht durchschaute, antwortete er doch, er wolle nicht entfliehen. Er habe den Erzbischof an seinem Eigentum geschädigt, und dieser habe das Recht, ihn dafür zu strafen, wie er wolle.

Er sagte dies mit solcher Bestimmtheit, daß der Gehilfe wohl merkte, es sei nichts weiter zu machen, und sich entfernte.

Er wie Joseph hatte keine Ahnung davon, daß sie einen Zuhörer bei ihrer Unterredung gehabt. Und doch war es so. Gerade dort, wo sie an der Schloßmauer gestanden hatten, befand sich in dieser ein geheimes Pförtchen von Eisenblech. Es hatte genau die Farbe der Mauer, und auf seiner unteren Hälfte

war eine Kelleröffnung so täuschend darüber gemalt, daß man hätte glauben können, die Eisenstäbe mit den Händen packen zu können. Zudem wurde das Türchen von den weit herabhängenden Ästen einer Linde beschattet.

Joseph wußte nichts von dem Pförtlein; der Mitgehilfe kannte es wohl, beobachtete es aber in seiner Aufregung nicht. Den Schlüssel dazu besaß nur der Erzbischof.

Wenn er den vielen Menschen, von denen er den ganzen Tag umgeben war, einmal entgehen und ganz allein und unbeläſtigt in seinem Garten lustwandeln wollte, dann benützte er dieses Pförtchen, um unbemerkt ins Freie zu kommen.

Auch heute wollte er ein Stündchen in dem mondbeschienenen Garten, in dem nur das Lied der Nachtigall zu hören war, verweilen und hatte schon den Schlüssel in das eiserne Türlein gesteckt, als er dicht vor demselben Stimmen hörte, die so laut sprachen, daß er jedes Wort verstehen konnte.

Was er aber hörte, das zog ihn so an, daß er so lange stehen blieb, bis die Stimmen verklangen. Dann zog er leise den Schlüssel wieder aus dem Schlüsselloch und zog sich in seine Gemächer zurück.

Joseph aber blieb nicht lange allein. Der alte Hofgärtner, der nach Vorschrift des Arztes seinen Durst nicht mit Wein, sondern nur mit Limonade stillen durfte, schickte nämlich sein Töchterlein Elisabeth noch zwischen acht und neun Uhr in das Gewächshaus nach einer Zitrone.

Als das Mädchen Joseph beim Schlosse stehen sah, ging sie auf ihn zu und bat ihn, er möchte statt ihrer in das Gewächshaus gehen und die Zitrone holen. Er könne besser als sie die süßen von den bitteren unterscheiden; sie wolle im Schatten der Linde auf ihn warten.

Wie erschrak sie aber, als Joseph ihr mitteilte, er werde

das Gewächshaus nie mehr betreten, und ihr erzählte, was ihm begegnet sei.

Elisabeth vergaß über diesen Bericht alles, den Vater, die Zitrone und — auch die Pflicht, immer die Wahrheit zu sagen; denn kaum war Joseph fertig mit seiner Erzählung, als sie sich mit ihrer Schürze eine Träne aus dem Gesicht wischte und sagte: „Ich wüßte wohl, Herr Joseph, wie sich die Sache machen ließe. Lassen Sie nur, wenn Sie die Zitrone holen, die Tür der Schatzkammer offen. Morgen in aller Frühe müssen Sie dann voller Zorn zum Vater kommen und sagen: ‚Es hat jemand die Tür zur Schatzkammer offen gelassen, es ist alles erfroren!‘ Dann werde ich aus der Küche herauskommen und sagen: ‚Ich hab's getan. Weil ich allein war, fürchtete ich mich und ging statt zur vorderen zur hinteren Tür hinaus und ließ sie noch dazu offen stehen.‘ Wenn aber der Obergehilfe etwas dagegen sagen sollte, so mag er nur reden. Mein Vater wird mir mehr glauben als ihm; er hat mich so lieb, daß er froh sein wird, daß ich wieder aufhöre zu weinen, wenn er mich auch erst tüchtig schilt."

Joseph aber wollte nichts davon hören, daß das Mädchen seine Schuld auf sich nähme. Er dankte ihr für ihre gute Absicht und begab sich dann in sein Stübchen, wo niemand ihn mehr von seinem Vorsatze abbringen konnte. Dort machte er Licht, nahm ein gutes Buch und suchte seine Gedanken mit aller Gewalt hinein zu versenken.

Noch hatte er keine halbe Stunde so gesessen, da schwebte es wie ein Schatten an seinem Fenster vorüber, und in seine Stube trat ein kleines, altes Männlein, mit Filzschuhen an den Füßen, ein schwarzes Käpplein auf dem kahlen Kopfe und in einen Schafpelz gehüllt. Es war der Erzbischof, wie Joseph zu seinem Staunen erkannte. Er übergab ihm ein versiegeltes

Schreiben und sagte: „Mein Sohn, trage es zu deinem Herrn, dem Hofgärtner, der wird dir sagen, was darin steht, und wenn du dich dafür bedanken willst, so tue es morgen, oder wenn du mir wieder im Garten begegnest. Geh aber heute noch zu deiner Mutter. Die Wache hat Befehl, dich frei ein- und ausgehen zu lassen."

Mit diesen Worten entfernte sich der Kirchenfürst wieder und ließ Joseph kaum Zeit, den Saum seines Kleides zu küssen.

Zwischen Hoffen und Bangen eilte Joseph zu dem Hofgärtner und brachte ihm den Brief. In dem stand:

„Lieber Helmut, ich wünsche Ihnen baldige Besserung und langes Leben. Zu Ihrem Nachfolger ernenne ich hiermit den Überbringer dieser Zeilen. Und wenn Sie morgen in der Schatzkammer nicht alles in Ordnung finden, dann fragen Sie niemanden darum als Joseph. Den Schaden will ich schon wieder ersetzen. Dem Obergehilfen aber geben Sie seinen Abschied, und wenn der Mensch fragt warum, so sagen Sie ihm, der Erzbischof wäre am eisernen Pförtlein gestanden, als er mit Joseph von dem Schloßgraben redete, und habe alles gehört."

Ernas Weihnachtsgeschenk.

Acht Tage vor Weihnachten war es. An dem Fenster eines großen, schönen Hauses in einer der Hauptstraßen Wiens stand ein etwa elfjähriges Mädchen und blickte auf das Leben und Treiben der Straße hinab, das durch die Weihnachtszeit noch lauter und bunter als sonst war.

Das Zimmer, in dem das Mädchen stand, war trotz der Dämmerung noch nicht beleuchtet, auf der Gasse aber blitzten und funkelten die Laternen schon in langer Reihe und beleuchteten hell die Gesichter der geschäftig hin- und herlaufenden Leute, der Großen und Erwachsenen wie der sich fröhlich hindurchdrängenden Kinder.

Jedesmal, wenn ein besonders lebhafter Ruf der Bewunderung von der Straße aus an ihr Ohr drang, zog ein leises Lächeln über das blasse, zarte Gesichtchen der in der Stube am Fenster Stehenden. Sie war so ganz in ihre Beobachtungen vertieft, daß sie es gar nicht bemerkte, als ein Herr in Reisekleidung jetzt aus dem erleuchteten Nebenzimmer hereintrat und auf sie zuschritt.

Erst als er die Hand sanft auf ihre Schulter legte, fuhr sie aus ihrem Sinnen auf. „O Papa, du bist's?“ rief sie, seine Hand liebkosend an ihre Wange ziehend.

„Was macht mein Töchterchen denn hier so ganz allein

und im Dunkeln?" fragte der Vater, der Kleinen zärtlich die weichen, hellblonden Locken aus der Stirn streichend.

„Ich sehe den Leuten auf der Straße zu. Sieh nur, Papa, wie viele Kinder da vor dem Laden stehen, und wie lustig sie miteinander lachen."

Der Vater seufzte leicht: „Warum bist du heut so ganz allein? Hat keine von deinen Freundinnen zu dir kommen wollen?"

„Von meinen Freundinnen?" wiederholte Erna leise, während ein Schatten über ihr freundliches Gesicht flog. „Du weißt ja, daß ich keine Freundinnen habe. Die kleinen Mädchen, die mich manchmal besuchen, machen mir das Herz nur schwer mit ihrem steten Erzählen von dem fröhlichen Leben, das sie zusammen in der Schule und zu Hause führen. Bei mir ist's ihnen viel zu still. Wenn sie meine Spielsachen durcheinandergeworfen und meine Bücher durchblättert haben, dann gehen sie wieder. Nein, Papa, am liebsten bleibe ich mit dir und der Mama ganz allein. So gut wie ihr beide kann niemand zu mir sein."

Der Vater zog ihr Köpfchen eine Weile schweigend an sich, dann sagte er: „Für ein paar Tage wird sich meine Tochter nun aber ohne ihren Papa behelfen müssen. In einer Stunde reise ich ab."

Sie bemerkte erst jetzt, daß er in Reisekleidern war. „O Papa, du reisest fort und heute schon? Aber du bleibst nicht zu lange aus? Bis zum Weihnachtsabend bist du doch wieder zurück? Ganz gewiß, nicht wahr, Papa?"

„Ganz gewiß. Ich werde euch am Weihnachtsabend doch nicht allein lassen! Vielleicht finde ich etwas Schönes auf der Reise für dich. Ich bin jetzt eigentlich nur hereingekommen,

um zu fragen, was ich dir als Weihnachtsgeschenk mitbringen soll."

„Als Weihnachtsgeschenk? Was sollte ich mir wohl wünschen! Du und die liebe Mama, ihr sorgt ja stets für alles, was ich mir irgend wünschen könnte."

„So mußt du eben etwas ganz Besonderes erdenken, irgend etwas, das meinem Schneeröschen Freude machen könnte, wird es doch geben!"

„Schneeröschen nennst du mich?" rief Erna, erfreut die Hände zusammenschlagend. „Nun hast du selbst gesagt, was du mitbringen sollst. Bringe mir einen Strauß Schneerosen, lieber Papa! Du hast mir schon so oft von den schönen Blumen erzählt, die du als Kind zu Weihnachten im Walde gesucht, wenn der Winter so mild wie in diesem Jahre war, aber gesehen habe ich sie noch nie. Du kommst auf deiner Reise vielleicht durch die Berge, wo sie blühen."

„Nun, wenn ich welche sehe —"

„Aber du darfst sie nicht kaufen," unterbrach Erna den Vater eifrig, „es müssen selbstgepflückte sein, hörst du Papa! Also du bringst den Strauß, nicht wahr?"

„Wenn es mir möglich ist und ich es nicht vergesse. Aber nun behüt' dich Gott, mein Kind. Es ist die höchste Zeit für mich, aufzubrechen."

Der Vater küßte Erna zärtlich und eilte dann in das Nebenzimmer zur Mama zurück, um ihr noch ein letztes Lebewohl zu sagen.

* *
*

Erna war die einzige Tochter des reichen Kaufmanns Hellwald und beiden Gatten das Liebste auf der Welt, vielleicht

gerade deshalb, weil ihr Aufziehen ihnen so große Mühe und Sorge bereitet hatte.

Schwach und gebrechlich auf die Welt gekommen, hatte die unausgesetzteste, aufopferndste Pflege dazu gehört, Erna überhaupt am Leben zu erhalten. Schmal und blaß wuchs sie auf mit ihrem weißen, süßen, in rührender Zartheit schimmernden Gesichtchen, vor jedem rauhen Luftzug behütet, ausgeschlossen von dem Besuch der Schule und von dem fröhlichen Verkehr mit ihren Altersgenossen.

Gern hätten die Eltern ihr eine Spielgefährtin gegeben, da ihnen das Herz weh tat, ihr Kind so einsam aufwachsen zu sehen, ja sie hatten sich sogar entschlossen, ein fremdes Kind ganz anzunehmen und als Pflegetochter mit Erna zu erziehen, aber alle Versuche, die sie in dieser Hinsicht machten, fielen unglücklich aus. Die Kinder, die sie ins Auge faßten, hingen entweder von habsüchtigen Verwandten ab, die den Reichtum des Kaufmanns auszubeuten suchten, oder sie waren geistig zu stumpf und vernachlässigt, um einen anregenden Umgang für Erna zu geben. Die Mädchen aber aus den Familien, mit denen Ernas Eltern verkehrten, taten ihr mit ihrem lärmenden Wesen, wie es gesunden Kindern eigen zu sein pflegt, mehr wehe als wohl. Sie hatten kein Verständnis für Ernas stille, sinnige Weise, so wie diese es nicht verstand, sich in ihre Gewohnheiten hineinzuversetzen.

Ein einziges Mal hatte es geschienen, als ob Erna eine Freundin, und zwar eine ganz nach ihrem Herzen, gefunden hätte.

Es war im Sommer des vorigen Jahres. Der Doktor hatte für Erna, die im Winter mehr als sonst gekränkelt hatte, die stärkende Alpenluft in einem steierischen Kurorte angeraten.

Während Erna sich sichtlich dort erholte, ward aber die Mutter plötzlich von einer heftigen Krankheit befallen.

Einige Tage lang schwebte sie in der größten Gefahr. Als diese gewichen war, ging die Genesung so langsam vor sich, daß das Fräulein, das zu Ernas Überwachung und Gesellschaft mitgenommen worden war, seine Zeit fast ganz der Pflege der Mutter widmen mußte.

So war Erna weit mehr als sonst sich selbst überlassen. Wohl konnte sie den ganzen Tag in dem schönen, geschützten Garten am Hause verweilen, in den von allen Seiten die Berge hineinschauten, aber eben diese Berge machten ihr das Herz schwer. So oft der Vater, begleitet von dem treuen Joseph, einem ihm seit Jahren bekannten Führer, eine seiner großen Wanderungen in das Gebirge antrat, bat sie, ihn doch auch einmal begleiten zu dürfen, ohne daß der Vater etwas anderes als ein Lächeln für ihre Bitte gehabt hätte.

„Nimm mich mit dir, Papa, nur dies einzige Mal!“ bat sie wieder, als der Vater, den Alpenstock in der Hand, die eisenbeschlagenen Schuhe an den Füßen, Fernrohr und Feldflasche an der Seite, mit Joseph, der Überwurf und Mundvorrat trug, zum Aufbruch gerüstet eines Tages vor ihr stand.

„Auf den Wildkogel möchtest du mit? Wie hoch glaubst du wohl, daß du hinaufkämst?“ fragte der Vater lächelnd.

„O Papa,“ rief Erna eifrig, „ich bin nicht so schwach, wie du glaubst! Ich will ganz große Schritte machen und gar nicht müde werden.“

„Kind, nicht zum ersten Absatz kämst du hinauf,“ sagte der Vater. „Wenn du einmal größer und stärker bist, dann sollst du mich überallhin begleiten, jetzt aber ist es noch nichts damit. — Aber,“ fügte er hinzu, als er sah, wie Erna traurig den Kopf sinken ließ, „ein Stückchen mit dem Fräulein mir ent-

gegenkommen, das darfst du wohl. Um drei Uhr wollen wir den Abstieg beginnen. Wenn ihr zwischen fünf und sechs Uhr am Fuße des Berges sein wollt, so treffen wir uns dort, und du kannst dir die Alpenrosen ganz frisch von meinem Hut herunternehmen."

Getröstet wischte Erna sich die Tränen aus den Augen. Den ganzen Tag lang freute sie sich schon im stillen auf diesen Gang dem Vater entgegen; als aber die Nachmittagszeit gekommen war und sie das Fräulein an das Versprechen, mit ihr zu gehen, erinnerte, da hörte sie zu ihrem Schrecken, daß die Mutter sich heute angegriffener als sonst fühle und die Gegenwart des Fräuleins unmöglich entbehren könne.

Betrübt schlich Erna wieder in den Garten hinaus. Nun würde der Vater vergebens auf sie warten. Aber, sie hob plötzlich den Kopf, wozu brauchte sie das Fräulein eigentlich? Konnte sie denn nicht allein gehen?

Den Weg bis zum Fuße des Berges, immer durch das Waldtal an dem schäumenden Flüßchen hin, kannte sie, sie hatte ihn schon öfter in Begleitung der Eltern oder des Fräuleins zurückgelegt. Und den Berg hinauf? Da war der Weg ebensowenig zu verfehlen. Man konnte ja vom Garten aus deutlich sehen, wie er sich an der Seite des Berges in die Höhe schlängelte. Der Vater hatte sie oft durch sein Fernrohr die Leute beobachten lassen, die dort hinaufstiegen.

Ja, ganz allein wollte sie gehen, nicht bloß das Tal entlang, sondern auch ein Stück den Berg hinauf. Bis zur ersten Spitze, von welcher der Vater gemeint, sie könne sie nicht erreichen, kam sie gewiß. Wie würde der Vater staunen, wenn er sie dort fände! Vielleicht würde er dann einsehen, daß sie nicht so schwach sei, wie er glaubte, und sie ein andermal auf seinen Wanderungen mitnehmen.

Das Herz klopfte ihr vor Freude bei diesem Gedanken. Ohne sich weiter zu bedenken, nahm sie Hut und Jäckchen und schlüpfte durch die Gartentür ins Freie hinaus.

Wie schön das war, so ganz allein durch den Wald zu gehen! Wie ein dem Käfig entflohenes Vögelchen flatterte sie bald hier-, bald dorthin, jetzt eine Blume oder einen Zweig voll Blüten brechend, jetzt dicht zu dem Flüßchen herantretend und die Hand in das kühle, helle Wasser tauchend.

Bald aber sah sie ein, daß sie auf diese Weise zu langsam vorwärtskomme, und setzte ihren Weg, ohne von demselben abzuschweifen, ruhig und bedachtsam fort.

Hier und da war eine Bank unter den grünen Bäumen angebracht; auf jeder ruhte sie ein kleines Weilchen. Als sie zum Ausgang des Tales kam, fühlte sie zu ihrer größten Freude noch nicht die geringste Ermüdung. Auch nach dem Wege den Berg hinauf brauchte sie nicht lange zu suchen. Deutlich erkennbar stieg er vor ihr auf.

Freilich erschien der Berg von hier, wo er unmittelbar vor ihr lag, viel gewaltiger als von ihrem Garten aus, und auch der Absatz, den sie erklimmen wollte, kam ihr bei weitem nicht mehr so leicht erreichbar vor, aber sie verlor den Mut nicht. Vom Dorfe schlug die Uhr die fünfte Stunde, sie hatte also noch reichlich Zeit, bis der Vater kam.

Ohne seitwärts oder rückwärts zu schauen, stieg sie eine gute Weile tapfer bergan; als sie endlich atemholend stehen blieb in der Meinung, schon gewaltig hoch zu sein, da wollte das Stückchen, das sie zurückgelegt hatte, ihr freilich verschwindend klein zu dem Wege vorkommen, der noch vor ihr lag; aber sie stieg unverzagt weiter Schritt für Schritt, wie es ihr schien, eine endlose Weile.

Als sie wieder innehielt, da sah sie zu ihrer Freude, daß sie

diesmal wirklich ein tüchtiges Stück Weges vorwärts gekommen war, zugleich aber sah sie etwas anderes, das ihre Freude gewaltig beeinträchtigte. Hinter dem Gipfel des Berges war, ohne daß sie es bemerkt hatte, eine dicke Wolke aufgestiegen, die jetzt schwarz und drohend über ihr hing.

Wenn das Wetter sie hier auf dem Berge überfiele! Eben ließ der erste leichte Donner sich vernehmen. Sie blickte erschrocken um sich. Sollte sie zurück den weiten Weg, ganz allein? Sie fürchtete sich. Nein, viel besser war es, dem Vater weiter entgegenzulaufen. Er mußte ja nun jeden Augenblick kommen.

Eilig schritt sie weiter, immer bergan. Zuweilen stolperte sie auf dem unebenen, steinigen Wege, aber sie raffte sich immer schnell wieder auf; der lauter werdende Donner und die Blitze, die sie jetzt zucken sah, trieben sie vorwärts.

Wenn sie nur erst den Vater erreicht hätte, dann wäre alles gut. Aber wo blieb er so lange, warum kam er nicht?

Plötzlich fuhr der Wind sausend daher, die ersten Regentropfen fielen. Fallend und gleitend auf dem nassen Boden lief sie weiter. Jetzt aber brach das Gewitter mit aller Macht los, den blendenden Blitzen folgte der Donner Schlag auf Schlag, daß es von den Felsen schauerlich zurückhallte.

Entsetzt sah Erna sich ganz allein der Wut des Unwetters ausgesetzt. Schluchzend und nach dem Vater rufend, kletterte sie noch eine kleine Weile weiter, dann aber konnte sie nicht mehr.

Dicht neben dem Wege lag ein riesiger Felsblock, oben überhängend wie ein Dach. Dorthin flüchtete sie sich.

Dicht an den Felsen gedrückt, die Augen vor den flammenden Blitzen im Schoß geborgen, die Hände auf die Ohren gedrückt, um die schrecklichen Donnerschläge, die den Fels er-

zittern ließen, nicht mehr zu hören, saß sie zusammengekauert weinend da.

„Vater, lieber Vater!“ rief sie zuweilen laut aufjammernd, um dann wieder leise vor sich hin zu schluchzen.

„Wen haben wir denn da?“ ließ sich plötzlich eine tiefe Stimme durch das Tosen des Wetters hindurch vernehmen. Erna richtete sich auf.

Ein Mann, eine Decke zum Schutz vor dem Regen über die Schultern gelegt, beugte sich vor, um unter dem Felsen nach ihr zu sehen.

Einen Augenblick starrte sie betroffen in das bärtige Gesicht, dann sprang sie mit einem Freudenruf in die Höhe und auf den Mann zu. „Joseph, lieber Joseph, du bist's? Wo ist der Vater? Bring mich zum Vater!“

„Sollt' man's denn für möglich halten!“ rief der Führer, nachdem er bedächtig das Gesicht des kleinen Mädchens in seine beiden großen Hände genommen und nach dem Tageslicht gekehrt hatte, um es deutlich zu erkennen. „Das kleine Fräulein aus dem Annenhof ist's! Was machen wir denn hier auf dem Berg, ganz allein und bei dem Wetter?“ Er drehte sie nach allen Seiten. „Und naß wie eine Katze! Na, das muß ich sagen!“

„Ich bin Vater entgegengelaufen,“ bekannte Erna. „Ist Vater denn nicht hier?“

„Dem Vater entgegengelaufen, den Wildkogel hinauf, ist denn das die Möglichkeit?“ wunderte sich Joseph von neuem. „Der Herr Vater,“ fuhr er dann fort, „der sitzt oben im Schutzhaus und wartet das Wetter ab, und ich bin hinunter, um es der Frau Mama zu sagen, damit sie sich nicht ängstigen soll.“

„Kannst du mich nicht zum Vater bringen, lieber Joseph?“

„Zum Vater? Heute abend noch?" Der Führer brach in ein gutmütiges Gelächter aus. „Das wär' eine schöne Partie!"

„Oder zur Mama hinunter?" bat Erna kleinlaut.

„Zur Frau Mama, das ginge schon eher, wenn's nur nicht so arg regnen möcht'!" Er blickte mitleidig auf die vor Frost Zitternde. „In den dünnen Kleidern da? Ich mein' halt, da würden wir krank werden. — Aber 's ist ja nicht weit bis zu mir daheim," besann er sich plötzlich, „da trag' ich das kleine Fräulein hin, da kann's über Nacht bleiben, und morgen früh, wenn ich den Herrn Vater vom Berg herunterhol', nehmen wir's gleich mit nach Hause."

Er nahm Erna, die sich vor Erschöpfung kaum noch auf den Füßen halten konnte, ohne viel Umstände auf den Arm, wickelte die Decke fest um sie und trat langsam seinen Weg an. Erst schritt er wieder ein Stück zurück, den Berg aufwärts, dann bog er quer in den Wald ab und stand in einigen Minuten vor einem einsamen Häuschen, das mit seinen braunen Wänden, den grünen Fensterrahmen und dem weit vorspringenden, mit Steinen beschwerten Dache freundlich unter den Bäumen hervorsah.

„Der Vater kommt! Der Vater kommt!" rief eine frische Stimme, als seine Schritte auf der hölzernen Treppe knarrten. Ein Mädchen, etwa in Ernas Alter, riß jetzt die Tür der Küche auf, in der es mit der Mutter und den Brüdern gesessen hatte, so daß der Schein des Herdfeuers hell auf den Eintretenden fiel.

„Mach' keinen solchen Lärm, Tonerl," wehrte der Vater dem Mädchen. „Grüß euch Gott miteinand', und da hab' ich euch was mitgebracht, ganz was Besonderes!" Er schlug die Decke von dem Mädchen, das fest eingeschlafen an seiner Schulter lag. „'s ist das kleine Dirndel vom Annenhof; es hat dem Vater entgegenlaufen wollen, da hab' ich's auf dem Berg ge-

funden. Zieht ihm die nassen Kleider aus und legt's in der Tonerl ihr Bett, aber weckt's nicht auf, 's ist todmüd. Ich muß gleich wieder fort, um's der Mutter zu melden, daß 's Töchterl gut aufgehoben ist."

Vorsichtig legte er die Schlafende in die Arme seiner Frau, die sie behutsam auskleidete.

Wohl regte Erna sich ein paarmal beim Ausziehen und schlug schläfrig die Augen auf, aber ganz erwachte sie nicht, und kaum fühlte sie sich in dem weichen, warmen Bette, als sie sich mit sichtbarer Befriedigung behaglich ausstreckte und in festen Schlummer versank.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Erna erwachte. Sie setzte sich auf und sah verwundert um sich.

Sie lag in einem Bett mit rotgewürfelten, sauberen Überzügen. Das Zimmer hatte weißgestrichene Wände, auf den Fensterbrettern standen Blumen in irdenen Töpfen, rings um das Zimmer lief eine hölzerne Bank, auf dem Tisch lag eine grobe Leinwanddecke, in den Ecken mit bunter Stickerei geschmückt. An der Tür hing ein kleiner Weihwasserbehälter mit einem Strauß verwelkter Palmkätzchen darüber. Wo war sie nur?

Da öffnete sich die Tür, und ein Mädchen, so alt und so groß wie sie, schaute herein.

„Bist endlich wach?" rief die Kleine vergnügt, als sie Erna im Bette sitzen sah. „Das ist gescheit. Wart', ich bring' dir deine Milch!"

Gleich darauf brachte sie vorsichtig ein Schüsselchen warmer Milch. „Gelt, das schmeckt?" sagte sie, als Erna in durstigen Zügen trank.

„Aber wo bin ich nur?" fragte jetzt Erna verwirrt.

„Wo du bist? Ja, weißt denn nicht mehr, wie der Vater

dich auf dem Wildkogel gefunden und hierher getragen hat? Geschlafen hast freilich fest genug, als er dich hergebracht hat."

„Wo ist dein Vater jetzt?" fragte Erna, die nun mit einmal wußte, was sich am vergangenen Tage zugetragen hatte.

„Der holt deinen Vater vom Berg herunter, und nachher kommen sie und nehmen dich mit nach Hause. Nun aber steh auf, 's ist nimmermehr zu früh."

„Aber wo sind meine Kleider?" fragte Erna noch immer etwas beklommen.

„Die hängen noch beim Feuer, sind aber ganz zusammengegangen und schmutzig, die kannst nimmermehr anziehen. Ich hab' dir ein Gewand von mir gebracht. Komm, ich helf' dir, 's ist mein Sonntagsgewand, du wirst schon sehen, wie sauber du drin aussehen wirst. Aber wie heißt du denn?"

„Ich heiße Erna."

„Und ich bin das Tonerl."

Die Mädchen sahen einander an. Als Erna eine Weile in Tonerls lachende Augen geblickt, da mußte sie unwillkürlich auch lachen. Nachdem aber beide sich erst einmal zusammen recht ausgelacht hatten, ging die Sache schon besser. Tonerl half, und es dauerte nicht lange, so stand Erna wie eine richtige Trauntalerin da, im kurzen, roten Röckchen, eine hellblaue Schürze davor, über dem dunklen Mieder ein rot und gelb geblümtes Halstüchlein, das Haar mit einem schwarzseidenen Kopftuch kunstvoll zurückgebunden.

„Nun komm aber, daß dich die Mutter sieht!" rief das Tonerl und zog Erna mit sich fort in die Küche, wo die Mutter Kartoffeln zum Mittagessen schälte und ihren kleinen Gast freundlich willkommen hieß. Von der Küche ging's in den Ziegenstall zum Scheckerle und Meckerle, die unter Tonerls besonderer Obhut standen, dann zu den Hühnern und auf den

Heuboden, wo die Hühner immer ihre Eier versteckten und Tonerl triumphierend ein ganzes Nest mit frischgelegten Eiern zum Vorschein brachte, dann wieder hinab in den Hof und zu dem kleinen Garten, in dem zwischen den Kohlköpfen gelbe Ringelblumen und Astern blühten.

Neben dem Brunnen hinter dem Hause saßen zwei Buben, Tonerls Brüder, und schnitzten eifrig an einem Stück Holz.

„Das ist der Zenz," rief Tonerl, dem größeren lustig auf die Schultern hauend, „der will Zimmermann werden, und der Loisl da," sie zeigte auf den jüngeren, „Tischler. Wenn's einmal groß sind, dann muß der Zenz mir ein Haus bauen und der Loisl die Möbel dazu machen, und du darfst auch hineinziehn, wenn's nicht vorher zusammenfällt. Gelt?" rief Tonerl lachend. Und wenn sie lachte, dann lachte sie nicht mit dem Munde allein, nein, alles an ihr lachte, die Grübchen in den Wangen, die blitzenden Augen, ja selbst die krausen Löckchen, die ihr auf der Stirn tanzten.

Erna hatte nie etwas so Lustiges gesehen, es steckte sie unwiderstehlich an, und als der Vater gegen Mittag in Josephs Begleitung kam, da staunte er nicht wenig, in einem der beiden schmucken Bauerndirnchen, die sich auf der Wiese zwischen den Heuhaufen lustig hin und her jagten, sein sonst so stilles, schüchternes Töchterchen zu sehen.

Von diesem Tage an begann eine glückliche Zeit für Erna. Ihr Vater hatte Joseph gebeten, solange sie da seien, Tonerl alle Nachmittage zu ihnen kommen zu lassen, und da Tonerl jetzt ohnehin Schulferien hatte, so erlaubte es ihr Vater gern.

Alle Tage bald nach dem Mittagessen kam Tonerl angelaufen, von Erna immer schon sehnsüchtig am Gartentor erwartet, und immer hatte sie etwas Hübsches mitzubringen. Bald war es eine seltene Blume oder ein schöner, glänzender

Stein, bald eine Hand voll Beeren, die sie unterwegs gepflückt hatte, bald eine große Libelle, an deren Farbenpracht sie sich freuten, um sie dann wieder fliegen zu lassen, oder auch ein Gemslein von Holz, das der Loisl mit mehr gutem Willen als Kunst geschnitzt hatte.

Dann spielten sie zusammen, oder Tonerl erzählte etwas. Das waren andere Geschichten als die vom Rotkäppchen oder Schneewittchen, die ihr zu Hause so oft erzählt wurden, daß sie dieselben schon längst auswendig wußte. Da klang es beim Tonerl ganz anders.

Sie erzählte von dem kleinen Rehlein, das neulich nicht weit von ihr im Grase gelegen und mit klugen Augen nach ihr hingeschaut hatte und erst dann davongesprungen war, als sie sich ihm nähern wollte, oder von der Rebhenne, die, vom Geier gejagt, in ihrer Angst die Stiege hinauf bis mitten in die Küche geflattert war, und die der Vater behalten wollte, bis er sie auf Tonerls Bitte wieder frei ließ, damit sie zu ihren Jungen zurückkehren konnte. Sie erzählte auch von dem großen Schneefall im Winter, bei dem sie drei Tage nicht aus dem Hause konnten, bis der Vater endlich einen Ausweg beim Schornstein hinausbahnte.

Wußte sie nichts mehr zu erzählen, so fing sie an zu jodeln und zu singen, und heimlich lächelnd hörten die Eltern zu, wenn die beiden kleinen Mädchen, das eine hell und schmetternd, das andere ganz leise und schüchtern, fröhliche Alpenlieder sangen.

Erna ward zusehends stärker und frischer, seit sie mit dem Tonerl so fröhlichen Verkehr hielt. Auch die Mutter hatte sich erholt, und alles wäre gut gewesen, wenn die schöne Zeit nur nicht so bald vorübergegangen wäre.

Die kleinen Mädchen dachten gar nicht daran, daß es wieder anders werden könnte.

Als der Vater plötzlich vom Abreisen sprach, da sagte Erna ruhig: „Ja, aber das Tonerl muß mit. Ohne das Tonerl kann ich nicht mehr sein."

Die Eltern hatten etwas Ähnliches von ihr erwartet, und sie hätten das Tonerl gern mit sich genommen. So nahm der Vater den Joseph, mit dem er so oft bergauf und bergab gewandert war, vor und sagte: „Nun, Joseph, laßt einmal ein Wort mit Euch sprechen. Ihr seht, wie die beiden Kinder sich aneinander gewöhnt haben. Gebt mir Euer Tonerl mit, sie soll's gut bei mir haben."

Der Joseph schwieg eine Weile.

„Sie soll mir sein wie mein eigenes Kind," setzte der Vater dringender hinzu.

„Ich weiß, Herr," sagte Joseph, das Pfeifchen, das ihm ausgegangen war, ausklopfend und in den Sack steckend, „daß Sie's gut meinen, und daß Sie es nicht machen würden wie die andern Stadtleut', die solch ein Dirndl behalten, solange sie einen Spaß an ihm haben, und es dann zurückschicken."

„Nein, Joseph, da habt Ihr mein Wort darauf," unterbrach ihn Herr Hellwald.

„Ich weiß, ich weiß, aber nehmen Sie's nicht für ungut, Herr, ich hab' kein Kind zu verschenken."

Betroffen sah der Kaufherr ihn an.

„Ich bin kein reicher Mann, das wissen Sie," fuhr Joseph fort, „aber Not haben mein Weib und meine Kinder noch nicht kennen gelernt, und sie sollen's auch nicht, solang' ich mich rühren kann. Ich hab' drei Kinder, aber ich hab' eins so gern wie's andere. Ich kann das Tonerl nicht hergeben."

Herr Hellwald blickte nachdenklich vor sich hin, dann sagte er: „Ihr mögt vielleicht recht haben, Joseph, wenn Ihr Euer Kind nicht ganz hergeben wollt, aber für ein paar Jahre könn-

tet Ihr es mir überlassen. Ihr müßt doch auch bedenken, was für ein Nutzen das für das Tonerl wäre. Sie würde alles lernen, was meine Tochter lernt, Sprachen, Musik, feine Handarbeit —"

„Um, wenn sie nach Hause zurückkommt, sich fremd zu fühlen und ihre Eltern und Geschwister von oben anzusehen."

„Aber Joseph!"

„Oder glauben Sie, Herr," fuhr dieser eifrig fort, „wenn sie ein paar Jahre draußen in der feinen Welt im Überfluß gelebt hätt', es könnt' ihr je wieder in unserem kleinen Haus gefallen, in dem man im Winter beim Schornstein hinaus muß, oder es könnt' ihr wieder wohl werden unter uns einfachen Leuten mit unserer groben Sprache und unseren groben Sitten? Sie gehört dann nicht in die Stadt und nicht aufs Land. Es wär' das größte Unglück, das sie treffen könnt'."

„So gebt sie mir wenigstens für einen Winter."

„Das wär grad' lang' genug, damit mein Tonerl die roten Wangen und sein leichtes Herzerl verlör'. Nein, Herr, es geht nicht. Wo unser Herrgott uns im Leben hingestellt hat, da sollen wir bleiben. Ich tät mich versündigen an meinem Kinde, wenn ich's anders tät!"

Der Vater seufzte.

„Kommen Sie nächstes Jahr wieder," fügte Joseph beredt hinzu, „recht früh im Jahr, und bleiben Sie recht lang bis in den Herbst hinein, da können die zwei Dirnderln nach Herzenslust beisammen sein, aber in die Stadt verpflanzen tu' ich mein Alpenröserl nicht."

Der Vater sah, daß da nichts zu machen war, und im Grunde seines Herzens mußte er dem braven Joseph recht geben, so sehr er auch gewünscht hätte, seinem Töchterchen eine Gefährtin zu gewinnen.

So mußten sich die kleinen Mädchen trennen. Es war eine bittere Stunde, doch ging sie immer noch leichter vor sich, als die Eltern gefürchtet hatten, da beide sich nach Kinderart beim Abschiednehmen schon wieder aufs Wiedersehen freuten.

Aus dem Wiedersehen war freilich bis heute nichts geworden. Erna hatte trotz des heilsamen Sommeraufenthaltes viel im Winter gekränkelt, so daß der Arzt sie, sobald die Witterung es erlaubte, in ein Seebad schickte. Nun waren Herbst und Winter zum zweitenmal gekommen, ohne daß die beiden Mädchen sich gesehen oder irgend etwas von einander gehört hatten.

* *
*

Es war am Nachmittage des Weihnachtsabends. Behaglich zurückgelehnt, saß Herr Hellwald im Schnellzug, der ihn in wenigen Stunden der Heimat zutragen sollte, und malte sich das Wiedersehen mit seinen Lieben aus, zu denen sein Herz ihn gewaltig zog.

Die Witterung der vergangenen Wochen war ungewöhnlich mild gewesen, erst heute machte ein schneidend kalter Wind, der von Zeit zu Zeit den Schnee aus den Wolken schüttelte, den Winter bemerkbar.

Der Zug fuhr durch das Gebirge. Im Sommer pflegten Weiber und Kinder sich hier auf den Haltestellen zum Zuge zu drängen, um den Reisenden große Sträuße von Alpenblumen zum Kaufe anzubieten. Zur Winterszeit gab es sonst keine Blumenverkäuferinnen hier, und doch sah Herr Hellwald, als er auf einer Haltestelle, bei der ein etwas längerer Aufenthalt stattfand, den Kopf zum Fenster hinaussteckte, ein paar kleine, vor Frost in ihren dünnen Kleidern zitternde Mädchen, die an Stangen gebundene große Sträuße weißer Blumen feilboten.

Er beugte sich vor. Wahrhaftig, die feinen großen Blüten, von dunklen Efeublättern umgeben, waren Schneerosen. Der milde Sonnenschein der letzten Wochen hatte sie erblühen lassen. Schneerosen! Er fuhr mit der Hand an die Stirn. Hatte sein Töchterchen sich nicht einen Strauß Schneerosen gewünscht, und hatte er, der sonst jeden Wunsch seines Töchterchens, das so viel entbehren mußte und so bescheiden im Wünschen war, ausnahmslos erfüllte, diesmal dessen Bitte nicht ganz und gar vergessen?

Es gab dem zärtlichen Vater einen Stich ins Herz. Im ersten Augenblick dachte er daran, einen der feilgebotenen Sträuße zu kaufen, aber nein, Erna hatte einen selbstgepflückten Strauß gewünscht, und einen solchen sollte sie haben. Noch war es nicht zu spät dazu. Wenn er seine Fahrt jetzt unterbrach und mit einem späteren Zuge weiterfuhr, kam er noch immer zeitig genug nach Hause, um den Weihnachtsabend mit den Seinen zu feiern.

Hastig stieg er aus, übergab sein Handgepäck dem Türsteher zur Aufbewahrung und winkte eine der beiden kleinen Blumenverkäuferinnen zu sich heran. „Wo hast du die Blumen gefunden?“ fragte er sie.

„Dort drüben in der Schlucht.“ Sie wies auf einen Taleinschnitt, der kaum eine halbe Stunde entfernt sein konnte. Die Kleine wäre in ihrer Freude über das reiche Geldgeschenk, das Herr Hellwald ihr in die Hand drückte, gern mit ihm gelaufen, um ihm den Weg zu zeigen, aber er wies sie zurück. Ganz allein wollte er die Schneerosen für sein Töchterchen suchen und pflücken.

Es hatte angefangen stärker zu schneien, aber das kümmerte ihn nicht. Er war in den Bergen aufgewachsen und mit ihnen vertraut, und diese Gegend, die nur einige Stunden von

dem Ort entfernt war, in dem er vor zwei Jahren mit den Seinen den Sommer verbracht hatte, kannte er zudem von seinen Streifereien mit Joseph her.

Die frische Luft und die Bewegung im Freien taten ihm nach der langen Fahrt wohl; rüstig schritt er auf der Landstraße dahin, bis der Weg in die Schlucht einbog.

Hohe Buchen und Tannen bedeckten die Bergabhänge zu beiden Seiten, nur hier und da schimmerte der Stamm einer Birke weiß hervor, oder ein Eichbaum streckte seine mit rotgelbem, welkem Laube bedeckten Zweige in die Luft. Ein gut gehaltener, hie und da zur Bequemlichkeit der Sommergäste mit Ruhebänken versehener Spazierweg zog sich auf dem Grunde der Schlucht hin. Eine kleine Weile verfolgte Herr Hellwald diesen, dann schritt er seitwärts in den Wald hinein.

Dicke, grüne Moospolster bedeckten den Boden, zuweilen von Efeuranken und Immergrün oder von den jetzt rötlich schimmernden Blättern der Preiselbeere und der Erika durchwoben. Auch die ihm wohlbekannten langgefingerten, dunklen Blätter der Schneerose bemerkte er an mehreren Stellen, nur Blüten wollten sich nirgends zeigen.

Eifrig suchend schritt er vorwärts, und richtig, da drüben, unter einem kleinen, vor dem Wind geschützten Tannengebüsch hervor schimmerte es ihm weiß entgegen, nicht von Schnee, sondern von Blütenflocken.

Freudig bückte er sich nach den schönen Blumen, die ihm mit ihren weißen, mattrot angehauchten Blättern und den goldenen Staubgefäßen immer ein Bild seines zarten, blondhaarigen Töchterchens gewesen waren. Jetzt hatte er die ganze Hand voll Blumen. Vorsichtig löste er eine Efeuranke vom Boden, um die Stiele damit zu befestigen, dann wandte er sich zum Gehen.

Plötzlich blieb er stehen und lauschte. Klang es nicht wie leises, unterdrücktes Weinen an sein Ohr? Er sah sich um, kein menschliches Wesen war zu erblicken, er mußte sich geirrt haben. Doch nein, da klang es wieder, ganz leise, aber nicht zu verkennen.

Er machte ein paar Schritte vorwärts. Was war das für ein dunkler Gegenstand dort an dem Eichenstamm? Es sah aus wie ein hingeworfenes Bündel Kleider.

Er trat näher und beugte sich darüber. Erschrocken fuhr er zurück. Es war ein Mädchen, das, die Füße an den Leib gezogen, den Kopf unter dem Röckchen verborgen, zusammengekauert dasaß, ohne sich zu regen, nur dann und wann einen leisen Klagelaut ausstoßend.

Er faßte das Kind an der Schulter, um es aus seiner Erstarrung aufzurütteln. „Was machst du da?“ fragte er. Das Weinen wurde lauter, ohne daß das Kind seine Stellung verändert hätte.

Er zog das Röckchen von dessen Kopfe. Ein bis in die Lippen bleiches Gesicht mit rotgeweinten Augen starrte ihm entgegen. „Aber Kind, was tust du hier? Weißt du nicht, daß du erfrieren mußt, wenn du hier bleibst?“

„Es ist so still hier, und nach Hause will ich nicht,“ flüsterte das Mädchen und wollte, den Kopf zurücklehnend, wieder in seine Betäubung zurückfallen.

„Hier kannst du nicht bleiben. Steh auf!“

Die Kleine versuchte es, aber sie taumelte und wäre gefallen, wenn er sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Betroffen starrte er sie an, als er ihr genau ins Antlitz sah.

„Ist es denn möglich? Tonerl, bist du's? Aber Tonerl, kennst du mich denn nicht mehr?“

Die Kleine richtete die großen, dunklen Augen verwundert

auf ihn. Als sie das gütige Antlitz des Kaufherrn erkannte, schluchzte sie laut auf: „Herr Hellwald, Sie sind's!“ Sie konnte nicht weiter reden, sondern barg ihr Gesicht bitterlich weinend an seine Brust.

Herr Hellwald steckte seine Schneerosen in die weiten Manteltaschen, dann hob er das Mädchen auf, schlug den Mantel dicht um dasselbe, und wie einst Joseph Hellwalds Töchterchen in seinen Armen durch das Unwetter getragen hatte, so trug er jetzt Josephs Kind, warm an seiner Brust geborgen, aus dem Wald hinaus.

Eine Weile lag Tonerl ganz still an ihn geschmiegt und schluchzte leise vor sich hin, dann aber suchte sie sich aufzurichten.

„Ich kann nun schon wieder gehen,“ sagte sie mit einem Anflug ihres alten lustigen Wesens, „'s wär doch eine Schand', wenn solch ein großes Mädel sich tragen lassen wollt'!“

„Gleich darfst du gehen,“ sagte Herr Hellwald. Er trug sie zu einer Bank am Ausgang der Schlucht, setzte sich mit ihr nieder und sagte, sie immer noch warm und fest in seinem Mantel haltend: „So, Tonerl, nun sag' mir erst, wie du hierher kommst, so weit von Hause weg, ganz allein in den Wald und noch dazu am Weihnachtsabend. Wo sind denn der Vater und die Mutter, daß sie das leiden?“

„Der Vater und die Mutter?“ Das Tonerl brach von neuem in Schluchzen aus. „Die sind ja beide tot, schon seit einem Jahr.“

„Beide tot?“

„Der Vater ist noch im selben Herbst, als Sie bei uns waren, von der Trisselwand abgestürzt. Er hat einen Herrn geführt, der einen neuen Weg hat gehen wollen; aber es lag Neuschnee, und der Herr ist ins Rutschen gekommen, und wie der Vater ihn aufhalten wollt', ist er selbst hinunter-

gestürzt. Die Mutter war grad krank, und wie sie den Vater heimgebracht haben, ganz tot, und nicht zum Kennen mehr, da hat sie sich so erschreckt, daß sie ein paar Tage nach ihm gestorben ist."

„Armes Kind!" Herr Hellwald streichelte mitleidig dessen Wange. „Und dann?"

„Ja, und dann ist der Bürgermeister und sind die andern Leut gekommen, und sie haben gesagt, das Häuserl und alles muß verkauft werden, und wir Kinder müssen billig irgendwo in die Kost gegeben werden. Den Zenz und den Loisl habens zum Halter gegeben, weil der am wenigsten begehrt hat, und wenns aus der Schule sind, müssen sie ihm helfen das Vieh halten, und Holz schnitzen dürfens gar nicht mehr, und Hunger leiden müssens auch. Und ich bin zur Tante hierher gekommen; aber sie zankt den ganzen Tag, und wenn ich die Blumen, die ich alle Tage zur Bahn tragen muß, nicht verkauf', dann schlägt sie mich. Wie ich heut im Wald zum Schneerosensuchen war und mir einfiel, daß heut Weihnachten ist, und wie der Vater und die Mutter uns immer etwas zum Christkindl gebracht, und wie gut wir's daheim hatten, da wollt' ich lieber gar nicht mehr zur Tante zurück, sondern ganz im Wald bleiben."

„Aber du mußtest ja im Walde erfrieren!"

„Wenn ich den Rock über den Kopf zog, war mir's ganz warm," sagte Tonerl leise, „und ich dachte, vielleicht käme das Christkindl zu mir und holte mich."

„Und an die Brüder dachte das Tonerl gar nicht?" fragte Hellwald sanft.

„Die Leute lassen mich ja doch nicht hin zu ihnen, und helfen kann ich ihnen auch nicht," schluchzte die Kleine.

„Und wenn ich das Tonerl mit mir nehmen möchte, würde es gern mit mir kommen?" fragte Herr Hellwald.

Sie sah ihn staunend an.

„Zur Erna?“ fragte sie dann hastig.

„Zur Erna, als ihre Schwester und als mein Töchterchen. Will das Tonerl das wohl?“

Die Kleine antwortete nicht, aber sie schlang beide Arme fest um seinen Hals.

„Aber die Tante!“ rief sie plötzlich erschrocken. „Sie wird mich nicht gehen lassen.“

„Sie wird wohl müssen. Nun führe mich zu eurem Bürgermeister, wenn du wieder gehen kannst.“

Das konnte sie; so schnell lief sie vor ihm her, daß er ihr kaum folgen konnte.

Dem Bürgermeister war Herr Hellwald von früher bekannt, und nachdem er versprochen hatte, das Tonerl wie sein eigenes Kind zu halten, und er eine Summe Geldes als Bürgschaft erlegt hatte, ward ein Bote zur Tante geschickt, der Tonerls Sonntagskleider holte, dann ging's zur Bahn, und drei Stunden später, nachdem Herr Hellwald seine Fahrt unterbrochen, saß er wieder in dem Eisenbahnzug und dampfte der Heimat zu, das Tonerl in seinen Sonntagskleidern, mit vor Freude blitzenden Augen neben sich, während ein Strauß Schneerosen in dem Netz über seinem Kopf schaukelte.

* *
*

Unruhig war Erna den ganzen Nachmittag des Weihnachtsabends auf und ab getrippelt.

„Wo nur der Vater bleibt?“ fragte sie, bald zu dem einen, bald zu dem andern Fenster tretend. „Er hat doch in seinem letzten Briefe versprochen, bei guter Zeit heute hier zu sein.“

„Du weißt, daß Papa die Stunde seiner Ankunft nie ge-

nau vorher bestimmen kann," tröstete die Mutter. „Du darfst die Geduld nicht verlieren."

Erna versuchte der Mahnung zu folgen; als aber der Wagen, der dem Vater zum ersten und dann zum zweiten Zuge auf die Bahn geschickt worden war, leer zurückkam, da war es mit aller Geduld vorbei.

„Nun kommt kein Schnellzug mehr, nun kommt der Vater heute gewiß nicht mehr!" klagte sie.

„Gewiß kommt er. Gäbe es ein Hindernis, so würde er uns telegraphiert haben."

„Aber wenn ihm ein Unglück geschehen wäre?"

„Das wird Gott nicht wollen, aber selbst dann hätten wir wohl Nachricht. Er kommt sicher mit dem Personenzuge."

„O, den benutzt er nie! Wenn ich nur keine so törichte Bitte an ihn gestellt hätte! Ich will ja gar keine Schneerosen mehr, ich will nichts als meinen lieben, lieben Papa!" rief Erna.

„Und der Papa will nichts als sein kleines Mädchen!" In der Tür stand Herr Hellwald in Reisekappe und flockenbestreutem Pelz, den abzulegen er sich noch nicht Zeit genommen hatte.

Mit einem Freudenschrei flog Erna in seine Arme. Als sie ihn aber, nachdem er die Mama begrüßt hatte, in sein Zimmer begleiten wollte, hielt er sie lächelnd zurück. „Nein, meine Tochter, heute ist Weihnachtsabend. Bleib du ruhig hier im Zimmer, nur Mama darf mir helfen."

„Aber die Bescherung ist ja schon aufgebaut," rief Erna.

„Ja, aber was ich mitgebracht habe, nicht."

„O Papa, hast du wirklich Schneerosen gefunden?"

„Vielleicht, und vielleicht habe ich noch etwas ganz Besonderes für dich bei den Schneerosen gefunden."

„Etwas ganz Besonderes? Ist es groß, Papa?"

„So groß wie du selbst."

„O Papa, du machst Spaß!"

„Vielleicht ist es noch ein wenig größer," sagte der Papa lächelnd, „es ist etwas, das du dir schon seit Jahren gewünscht hast. Aber nun sage ich kein Wort weiter, und du wartest geduldig hier, bis man zur Bescherung läutet."

Mit klopfendem Herzen blieb Erna allein. Was konnte es sein, das der gute Vater für sie gebracht hatte? Sie wagte kaum sich etwas auszudenken, um nicht unbescheiden zu sein. Wie lange das Warten aber diesmal dauerte!

Endlich, endlich tönte die Glocke. Ja, da stand der schöne, strahlende Baum, ganz so wie sonst mit unzähligen glänzenden Sachen geschmückt, und da lagen unter ihm die schönen Geschenke, welche die Liebe der Eltern für sie bestimmt hatte. Sie flog auf die Eltern zu, sie dankbar umschlingend, ehe sie sich den Geschenken zuwandte.

Bücher, Kleider, Spiele, Schmucksachen, Noten, Malgerät, sie sah alles erfreut und bewundernd an, aber etwas nachdenklich blickte sie doch darein, als sich weder Schneerosen zeigten, noch irgend etwas ganz Besonderes und Überraschendes auf dem Weihnachtstische zu sehen war.

„Nun, und fragt mein Töchterchen gar nicht nach dem großen Geschenk für sie?" fragte endlich der Vater.

„Ich habe ja so viel bekommen," entgegnete Erna bescheiden.

„Ja, aber so groß wie du ist nichts dabei."

Er nahm sie bei der Hand und führte sie zu einem Fenster, vor dem die dunklen, schweren Vorhänge zusammengezogen waren. „Nun sieh, was dir das Christkind noch gebracht hat." Er zog den Vorhang zurück. Vor ihr, im roten Rock und blauen

Schürzchen, mit schwarzem Kopftuch und buntgeblümtem Halstüchlein, stand das Tonerl, einen großen Strauß Schneerosen in der Hand, und blickte halb zagend, halb freudig auf sie hin.

„Hast du dir nicht immer eine Schwester gewünscht? Nun hat das Christkind dir eine gebracht," sagte der Vater lächelnd.

„Und ich darf immer bei dir bleiben," rief das Tonerl und sprang Erna um den Hals, die vor Freude weinend die neue Schwester in ihre Arme schloß.

* *
*

Viele glückliche Weihnachtsfeste folgten diesem ereignisreichen Christabend.

Es war, als ob das Siechtum, das Erna so lange gefangen gehalten, dem frischen, gesunden Luftzug, der mit Tonerl ins Haus kam, nicht widerstehen konnte. Von Tag zu Tag röteten sich ihre Wangen kräftiger, gewann ihr ganzes Wesen an Frische und Geschmeidigkeit, so daß der langjährige Arzt des Hauses erklärte, eine bessere Arznei als das Tonerl habe er Erna nicht verschreiben können.

Es gab nichts, was die beiden Mädchen nicht getreulich miteinander geteilt hätten; wenn aber Tonerl auch alles lernte, was ein gebildetes Mädchen wissen muß, ihre Herzenseinfalt und Genügsamkeit behielt sie doch. Allsommerlich besuchte sie mit Erna und deren Eltern die heimatlichen Berge und zugleich ihre Brüder, die auf Herrn Hellwards Kosten ausgebildet wurden, der eine zum geschickten Zimmermann, der andere zum Tischler, so wie sie einst es sich gewünscht hatten.

Bei einem dieser Besuche war es, daß der junge Sägemüller, in dessen stattlichem Gehöfte am See die Sommergäste gern einzukehren pflegten, das Tonerl bat, nicht mehr in die

Stadt zurückzukehren, sondern bei ihm zu bleiben als seine liebe Frau.

Tonerl wollte nichts davon hören, weil sie sich von Erna nicht trennen wollte; als Erna aber im nächsten Winter sich mit einem braven jungen Mann verlobte, dessen glückliche Gattin sie im Frühjahr wurde, da wies Tonerl die Werbung des Sägemüllers nicht länger ab.

* *
*

Eine Reihe von Jahren war seitdem vergangen. In dem schönen Anwesen am See schaltet und waltet Tonerl als tüchtige Hausfrau. Ist sie auch nicht mehr ganz so zierlich und behend wie früher, ihr Lachen schallt noch immer so fröhlich, und ihre Augen blicken so schalkhaft und gutherzig wie einstmals.

Die Kinder aber, die einträchtig unter dem großen Kastanienbaum des Hofes spielen, gehören nicht alle ihr. Nur die zwei Knaben in den kurzen Kniehosen mit den ehrlichen, guten Augen und den kräftig gebräunten Wangen sind die ihren, das feine kleine Mädchen und der hübsche Knabe mit den fliegenden Locken, das sind Ernas Kinder.

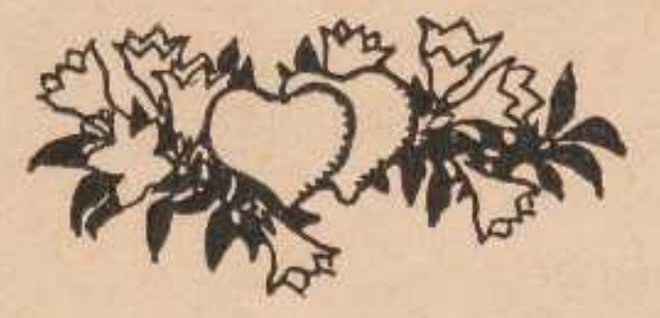
Jedes Jahr, wenn die Maiglöckchen ihre duftenden Blüten öffnen, zieht Erna mit ihren Kindern und den geliebten Eltern zum Tonerl in die Mühle am See. Ihr Gatte kommt, so oft er sich in der Stadt freimachen kann, um nach ihr und den Kindern zu sehen, und sie kehrt nicht eher heim, bis auf den Wiesen die Herbstzeitlosen blühen und die Berge rings um den See eine Kappe von frischgefallenem Schnee tragen. Muß sie doch einen Vorrat an Kraft und Frische mit sich nehmen, der den Winter über vorhält.

Der Winter will Erna und ihren Kindern freilich oft lang erscheinen; mitten im Winter zum Weihnachtsfest aber pflegt

sich eine große Kiste aus der Sägemühle in der Stadt einzustellen.

Für die Kinder sind kleine Säckchen mit Wal- und Haselnüssen, Äpfeln und Birnen und kleine Honigkuchen darin, deren Güte sie im Sommer oft erprobt; für die Mutter gibt es goldgelbe Butter und schönes Geflügel, für den Vater gewöhnlich einen Rehschlegel oder einen auf Fichtenzweige gebundenen Schildhahn, den der Sägemüller selbst geschossen.

Ganz obenauf aber liegt regelmäßig ein großer Strauß Schneerosen. Nicht in jedem Jahre sind die Schneerosen voll erblüht, oft sind es nur Knospen, ja, wenn der Winter streng war, nur grüne Blätter. Ganz aber fehlt der Strauß nie. Ist er doch für Tonerl wie für Erna ein teures Erinnerungszeichen an den Weihnachtsabend, an dem der Vater unter den Schneerosen das Alpenroserl und Erna für immer eine Schwester fand.



Der Tintenklecks.

Draußen im Wald, im grünen Tannendickicht hat der Weihnachtsmann sein Haus. Dort sitzt er zur Weihnachtszeit und weiß nicht, was er zuerst anfangen soll vor lauter Arbeit.

Christbäumchen aller Art, große und kleine, dicke und dünne, liegen um ihn herum. Das gibt zu tun, bis er alle zurechtgemacht und aufgeputzt hat. Mit seinem Messer stutzt er sie zu, damit sie fest stehen in ihren kleinen Holzgestellen.

Dann langt er in seinen großen Sack und nimmt heraus, was er zum Aufputzen braucht: Äpfel und Nüsse, Pfefferkuchen und Zuckersachen, Lichte und bunte Ketten und Sterne. Das dauert eine Weile, bis alles ordentlich aufgehängt ist.

Und damit ist er noch nicht fertig! Die Spielsachen für all die Kinder, zu denen der Weihnachtsmann kommen soll, die muß er doch auch fertig machen!

Einen großen Topf mit Farbe hat er neben sich und einen tüchtigen Pinsel, damit streicht er all die bunten Sachen an, welche die Kinder unter dem Christbaum finden sollen. Den Soldaten macht er blaue Röcke mit roten Aufschlägen und weißen Federbüschen, die Puppen bekommen rote Backen und blaue Augen, den Tschakos und Trommeln malt er einen schwarzen Adler gerade vorn in die Mitte, und all die Festungen und Puppenstuben, die Rappen und Schimmel, die Lämmchen

und Vögel, die Hunde und Katzen wollen doch auch bunt von ihm bemalt sein!

Dazwischen gibt's zu pappen und zu kleistern, zu schnitzen und zu leimen, ja selbst zum Nähen muß der gute Weihnachtsmann sich bequemen; wie sollte er sonst die vielen Puppen herstellen, welche die kleinen Mädchen von ihm haben wollen?

Eine nach der andern nimmt er vor, stopft ihnen die Arme und Beine mit Sägespänen aus und klebt ihnen den Kopf auf. Dann zieht er sie an, ganz nach der neuen Mode, man sollt's kaum glauben!

Wenn er recht gut gelaunt ist, dann macht er auch wohl, daß die eine Puppe die Augen zumachen, die andere „Papa" und „Mama" sagen oder wie ein kleines Kind schreien kann; und ist er fertig mit ihnen, dann hängt er sie in einer Reihe über sich an den Dachbalken. Auch die Trommeln und Trompeten, und was er sonst fertig gemacht hat, hängt er zu ihnen hinauf, damit er wieder Platz bekommt und etwas Neues vornehmen kann.

Des Abends, wenn er zu seiner Arbeit nicht mehr sehen kann, dann macht er sich auf und geht ins Dorf und sieht in die Häuser und merkt sich, wo die braven und die schlimmen Kinder wohnen; manchmal trifft er im Dunkeln wohl auch den Vater oder die Mutter an, und sie sagen ihm, was ihre Kinder sich wünschen, und ob sie gut und folgsam sind.

Bei den vielen Kindern aber, zu denen er kommen soll, würde es dem Weihnachtsmann doch vielleicht geschehen, daß er das eine oder andere vergißt, wenn das liebe Christkind nicht wäre. Das fliegt gar eifrig hin und her zwischen dem grünen Haus des Weihnachtsmanns und den Häusern, wo gute Kinder wohnen, und sagt ihm, was diese gern haben möchten.

„Du weißt wohl, lieber Weihnachtsmann," sagte das Christkind eben, „Müllers Lieschen wünscht sich eine neue Puppe mit ordentlichem Haar und Lackschuhen, wenn's sein kann."

„So, so," brummt der Weihnachtsmann, denn ohne ein wenig Brummen geht es selten bei ihm ab, „ist ihr die alte nicht mehr gut genug, die ich ihr voriges Jahr gebracht habe? Was hat sie denn mit der gemacht?"

„Die hat ihr kleinster Bruder in die Hände bekommen; der hat ihr einen Arm und ein Bein abgerissen, und die Nase hat er ihr auch abgeschlagen."

„Soll man's wohl glauben! Solch ein unnützer Bursche! Na, sie soll die Puppe schon bekommen!"

„Und des Schneiders Hans möchte gern eine Armbrust haben."

„Wozu denn die? Will er vielleicht die kleinen Spatzen totschießen?"

„O nein, nur nach der Scheibe will er schießen. Und du möchtest so gut sein und eine recht starke Sehne nehmen, er kann sie schon spannen. — Beim Flickschuster, du weißt wohl, ganz am Ende vom Dorf wohnt er, da wünscht sich der Friedel eine Kappe und einen Federhalter und —"

„Na, ist's noch nicht genug? 's ist ja die kleine Grete auch noch da."

„Freilich! Ich wollte auch nur sagen: seine kleine Schwester läßt dich bitten, du möchtest recht viel Zuckerstangen an den Baum hängen, die ißt sie so gern."

„Naschmäulchen sind die kleinen Mädel doch alle! Wird übrigens schon besorgt werden."

„Und der kleine Paul dort drüben in dem roten Haus, der wünscht sich ein Paar recht schöne Schlittschuhe, Halifax hätte er am liebsten."

„Die soll er sich nur wünschen," unterbrach der Weihnachtsmann, „bekommen wird er sie doch nicht!"

„O jeh," sagte das Christkindchen ganz erschrocken, „er freut sich doch schon so sehr darauf!"

„Ja, wenn man etwas haben will, dann muß man sich auch danach benehmen."

„Ist er so unartig? Ich dachte immer, er hätte ein zärtliches, gutes Herz."

„Das mag er wohl haben, aber ein Schmierfink ohnegleichen ist er. Da hab' ich neulich zum Fenster hineingeschaut, als der Lehrer eben die Schreibhefte nachsah. Na, es sah in vielen Heften nicht besonders aus. Des Schneiders Hans macht Krähenfüße zum Erbarmen, und der Friedel, der die neue Kappe will, der schreibt manchmal, als habe er ein Zündhölzchen und keine Feder dabei gebraucht; wie's aber im Heft des kleinen Paul aussah, das war denn doch zu arg! Keine Seite ohne Tintenflecke, die Buchstaben gar nicht zu erkennen oder ganz verwischt. ‚'s ist schade um den Jungen,' hörte ich den Lehrer sagen, ‚er könnte der Beste in der Schule sein, wenn er sich nur ein wenig zusammennähme.' Und solch ein leichtsinniger Junge, der möchte dann noch etwas vom Weihnachtsmann haben! Halifaxschlittschuhe noch dazu! Ja, das glaube ich wohl!"

Christkindchen sah mitleidig drein. „Bis Weihnachten haben wir ja noch vierzehn Tage. Wenn er sich bis dahin bessert, nicht wahr, dann bringst du ihm doch, was er sich wünscht?"

„Na, wollen sehen! Einen Tadelzettel darf er aber vor Weihnachten nicht mehr nach Hause bringen, sonst ist's nichts mit den Schlittschuhen, darauf kann er sich verlassen."

Wie es eigentlich kam, daß sein Heft immer so voller

Flecke war, das wußte der kleine Paul selber nicht. Er wollte seine Aufgaben immer schön und sauber schreiben, das war gewiß. Er hatte seinen Lehrer lieb, und schalt ihn dieser, so tat es ihm weh. Und seinen Papa hatte er auch lieb; und sah ihn der Papa so ernst und traurig an, wenn er wieder mit einem Tadel aus der Schule kam, dann schien es ihm unmöglich, daß er ihn in seinem Leben je wieder betrüben könne.

Aber es war sonderbar: etwas mußte ihn immer stören, wenn er gerade bei seinen Aufgaben saß.

Ganz ruhig hatte er neulich an seiner Hausarbeit geschrieben, da kam Karo mit nassen Pfoten ins Zimmer gesprungen. Den mußte er doch hinausjagen! Beim Hinausjagen aber fiel das Heft vom Tische. Karo trat mit seiner Pfote darauf, und als Paul den Schmutzfleck wegreiben wollte, da hatte er mit einem Mal ein großes Loch gerieben.

Und gestern, da hatte ihm der Papa versprochen, er wolle ihn, wenn er mit seinen Aufgaben fertig sei, mit hinaus ins Feld nehmen. Gerade als er das letzte Wort schrieb, hörte er den Papa rufen. „Ich komme schon, Papa!" rief er hinaus und klappte sein Heft zu.

Daß er in der Eile einen großen Tintenfleck gemacht und ihn beim Zusammenschlagen des Heftes ganz breit gedrückt hatte, das merkte er erst, als der Lehrer das Heft in der Schule auseinanderschlug und ihm auf beiden Seiten die ungeheuren Flecke zeigte, deren Strahlen nach allen Richtungen auseinanderliefen.

„Das darf nicht länger so fortgehen," hatte der Lehrer gesagt, der zugleich für den Vater einen Zettel schrieb.

Der Papa aber hatte diesmal sehr streng dreingesehen und gesagt: „Wenn du bis Weihnachten noch einen solchen Zettel nach Hause bringst, dann darf dir das Christkind nichts

bringen, keinen Christbaum und keine Schlittschuhe. Hast du verstanden?"

Ganz bestürzt hatte Paul sich davongeschlichen. Wenn er wirklich am Weihnachtsabend nichts bekäme! An den Weihnachtsbaum dachte er nicht so sehr, wohl weil er sich Weihnachten ohne Weihnachtsbaum überhaupt nicht vorstellen konnte, aber die Schlittschuhe!

Alle Tage war er an den Teich gelaufen, um zu sehen, ob er noch nicht zugefroren sei. Den ganzen vorigen Winter hatte er sich abgequält, mit einem einzelnen alten Schlittschuh herumzufahren. Hei, da sollte es mit zwei neuen anders gehen! Die andern Buben würden Augen machen; Halifax hatte keiner. Aber wenn er nun vergebens darauf wartete! Ja, da hieß es sich zusammennehmen und seine Arbeiten sorgfältig machen.

„Liebes Christkind, hilf mir doch, daß ich keinen Klecks mehr in mein Schreibheft mache," bat er alle Abende andächtig, wenn er sein Vaterunser gesprochen hatte; und wirklich war es in den nächsten Tagen besser gegangen.

„Siehst du wohl," hatte ihn der Lehrer ein paarmal gelobt, „wenn du nur willst, dann kannst du auch!"

Auch gestern war seine Aufgabe gut ausgefallen. Das Gesicht brannte ihm vor lauter Freude, als er dem Papa die römische Eins, die so viel wie „vorzüglich" heißt, unter seiner Arbeit zeigen konnte.

Wenn nur noch der letzte Tag ohne Unglück vorbeiging, dann war alles gut.

Voll Eifer machte er sich am Abend an seine Aufgabe. Er hatte das Gedicht „Vom Bübchen auf dem Eis" nachzuerzählen. Immer mußte er dabei an seine neuen Schlittschuhe denken und daran, ob der Teich morgen wohl zugefroren sein

würde. Wollte aber die Feder anfangen, bei solchen Gedanken auf dem Papier hin- und herzuspringen, dann gab er sich einen Ruck und nahm sich zusammen. Die Feder mußte wieder ganz langsam und ordentlich über das Papier marschieren.

Fast war er fertig, als er noch einen furchtbaren Schreck bekam. Er hatte beim Eintauchen eine tote Fliege aufgespießt, die auf dem Grunde des Tintenfasses gelegen war; er sah es erst, als das schwarze Ungetüm schon dicht über dem Papiere schwebte. Er hatte eben noch Zeit, den schwarzen Klumpen auf die Erde zu schleudern; daß er dort einen argen Fleck machte, das kümmerte ihn nicht, den sollte die Christine nur wegputzen, er war froh, daß seine Arbeit gerettet war.

Wohlgefällig betrachtete er sie. Es gefiel ihm selbst, wie sauber und gleichmäßig heute die Buchstaben dastanden, und Fehler hatte er auch nicht gemacht. Er las die Arbeit noch einmal durch. Nein, er hatte ganz richtig „knacken" und „hacken" mit ck geschrieben; es war alles in Ordnung. Er legte noch ein Löschblatt in das Heft, damit der Lehrer nicht wieder „Löschblatt fehlt!" an den Rand zu schreiben brauchte, dann hob er das Heft auf und legte sich mit dem besten Gewissen zur Ruhe.

„Ob's wohl heute Nacht gefroren hat?" Das war der erste Gedanke, mit dem Paul am nächsten Morgen erwachte. Im Nu war er gewaschen und angezogen. Den Kaffee trank er aus, aber die Semmel steckte er ein; er hatte jetzt keine Zeit, sie zu essen. Bis zum Schulanfang fehlte noch eine halbe Stunde, da konnte er prächtig nach dem Teiche sehen.

Er nahm seine Bücher und lief hinaus. Karo folgte ihm in großen Sprüngen.

Wahrhaftig, der Teich war zugefroren! Nur ganz in der Mitte war noch eine offene Stelle. An den Rändern war das

Eis ganz dick. Vorsichtig versuchte er es zuerst mit dem einen, dann mit dem anderen Fuß. Es hielt. Er wagte ein paar Schritte und begann ein wenig zu schleifen. O, wie herrlich das ging!

Auch dem Karo schien es auf dem Eise zu gefallen. Er bellte zwar ärgerlich auf, wenn er plötzlich mit allen Vieren ausrutschte und ein ganzes Stück gegen seinen Willen auf dem Eise hinfuhr. Kaum stand er aber wieder fest auf seinen Füßen, so begann er von neuem wie toll umherzuspringen.

„Jetzt müssen wir fort, Karo," rief Paul nach einer kleinen Weile, denn am letzten Tage noch zu spät kommen, das wollte er nicht.

Schon stand er am Rand des Teiches, da hörte er ein klägliches Gebell hinter sich. Er drehte sich um. O weh! Karo war bei dem Hin- und Herspringen der offenen Stelle zu nahe gekommen und hineingefallen. Mit beiden Vorderpfoten hing er an der Eiskante; so oft er sich aber hinaufschwingen wollte, brach das Eis unter seinen Pfoten ab, und er mußte sich an einer andern Stelle festkrallen. Lange konnte er sich nicht halten, das sah Paul auf einen Blick, aber wie konnte er ihm helfen? Ging er zu ihm, so brach er auch ein, er war ja schwerer als der Hund.

Da lag ein Brett am Ufer. Paul warf seine Bücher fort und sprang auf das Brett zu. Dann legte er sich platt auf das Eis nieder und kroch, das Brett vor sich herschiebend, auf den Hund zu, der ihm voll Todesangst mit seinen braunen, klugen Augen entgegensah. Jetzt war das Brett dicht vor dem Hunde. Er packte es mit seinen Tatzen und schwang sich hinauf. Paul zog das Brett an sich, und nun stand Karo neben ihm und heulte vor Freude.

„Schon gut, schon gut, Karo!" sagte Paul, als der Hund,

so gut es mit seinen steif gefrorenen Gliedern gehen wollte, an ihm in die Höhe sprang und ihm Gesicht und Hände leckte. „Ich habe jetzt keine Zeit für dich, ich muß in die Schule. Wo sind denn meine Bücher?"

Ja, da waren sie, aber o Schrecken! Das Schreibheft hatte sich beim Niederfallen aufgeblättert und war mit der Schrift gerade in den Schnee gefallen. Seine schöne Arbeit war ganz befleckt und verwischt.

„Was wird der Lehrer dazu sagen?" fragte Paul sich trostlos. Aber er hatte keine Zeit, jetzt darüber nachzudenken; eben schlug es acht Uhr. Er raffte seine Bücher auf und lief davon. Fast hätte er in der Schultür den Lehrer umgerannt, der eben von einem Morgenspaziergang zurückkam.

So wie heute hatte Paul noch nie achtgegeben. Die Angst, die er seiner verdorbenen Arbeit wegen empfand, ließ ihn weder nach links, noch nach rechts blicken.

Erst in der letzten Stunde sah der Lehrer die Hefte durch. Paul wagte nicht aufzublicken, als endlich das seine an die Reihe kam. Der Lehrer betrachtete es schweigend eine Weile.

„Die Schrift ist ja ganz verwischt, wie kommt denn das?"

Paul ließ den Kopf noch tiefer sinken.

„Übrigens hast du dir Mühe dabei gegeben," fuhr der Lehrer fort, „die Buchstaben sind sorgfältig, auch hast du keinen Fehler gemacht."

Paul horchte auf. Hatte er recht gehört? Er wagte einen unsicheren Blick auf den Lehrer. Dieser sah ihn mit freundlichen Augen an. „Du hast deinen Karo wohl sehr lieb?" fragte er.

Mit einem Male wußte Paul, daß der Lehrer alles mit angesehen hatte. Es war ihm, als habe er eine dunkle Gestalt am Teichufer gesehen, gerade als er den Karo herauszog, aber

in der Angst um den Hund hatte er nicht genau hingeschaut. Mit dankbaren Augen sah er jetzt zu dem Lehrer auf.

„Sage deinem Vater, ich lasse ihn grüßen," sagte dieser freundlich, „und ich sei zufrieden mit dir, das Christkind dürfe dir wohl etwas bringen."

Als Paul dem Vater diese Botschaft ausrichtete und dieser ihn zärtlich in seine Arme schloß und seinen braven, lieben Sohn nannte, da fühlte sich der Knabe so glücklich, daß er meinte, er brauche die Schlittschuhe nun gar nicht mehr. Als aber am heiligen Abend die schönen Schlittschuhe wirklich unter dem Christbaum lagen, da freute er sich doch sehr, daß das Christkind sie nicht vergessen hatte.

Am anderen Morgen war der Teich fest zugefroren, auch das Loch in der Mitte. Paul nahm sofort seine neuen Schlittschuhe, und Karo, der seinen Unfall von gestern ganz vergessen hatte, sprang vor Freude bellend um ihn herum.

Der Weihnachtsmann, der eben seine Sachen in seinem Tannenhaus zusammenpackte, konnte die beiden nicht sehen, aber das liebe Christkind, das noch einmal über die Felder und Auen schwebte, ehe es seinen Flug zum Himmel hinauf antrat, das sah sie und hatte seine Freude an ihnen.

Achmed und sein Pflegling.

Es war kurze Zeit nach der großen Schlacht bei Plewna, die im Jahre 1877 zwischen den Russen und Türken geschlagen wurde, als eine Abteilung türkischer Soldaten in ein Dorf einrückte, das erst vor wenigen Stunden von den Russen verlassen worden war. Vor ihrem Abzug hatten diese die leichten Hütten in Brand gesteckt. Die Bewohner waren geflohen oder lagen erschlagen unter den Trümmern ihrer Hütten.

Die türkischen Soldaten zogen eilig durch die Dorfstraße, um den Russen nachzusetzen. Unter den letzten der buntgekleideten Schar, der man die Beschwerden des langen Feldzugs anmerkte, befand sich ein Soldat von mehr als fünfzig Jahren, mit dunkelfarbenem Gesicht und langem, grauem Barte. Nur mühsam hielt er mit den anderen Schritt. Vor dem letzten Hause mußte er einen Augenblick stehen bleiben, um Atem zu schöpfen.

Quer über der Schwelle lag mit gespaltenem Kopfe der Besitzer der Hütte, ein noch junger Türke, über ihn hingestreckt sein Weib, als hätte es ihn schützen wollen. Die Frau war von einem Bajonettstich durchbohrt; aus dem Dache des Hauses schlugen rote Flammen.

Mitleidig betrachtete Achmed, so hieß der Soldat, die Toten, da horchte er plötzlich auf. Durch das Prasseln der Flammen war deutlich das Wimmern eines Kindes vernehm-

bar. Achmed drängte sich an den Toten vorbei in die rauchgefüllte Hütte. Er ging den Tönen nach und fand in einer Ecke, auf einer Matte liegend, ein kleines Kind. Er nahm es auf und lief damit durch Rauch und Flammen zurück.

Die Trommeln wirbelten, um die Nachzügler heranzurufen. So schlug Achmed, ohne seinen Schützling näher besehen zu können, seinen Mantel darum und eilte vorwärts. Erst am Abend, als die Lagerfeuer brannten, kam Achmed dazu, das Kind zu betrachten. Es war ein starker, hübscher Knabe von etwa einem Jahre, der sich den Reis, den der Soldat ihm reichte, voll Heißhunger schmecken ließ.

Was sollte er mit dem Kleinen tun? Ihn zurücklassen, wie die anderen Soldaten meinten? Nein, das brachte er nicht übers Herz.

Achmed hatte, ehe er Soldat wurde, Weib und Kind besessen. Jetzt freilich waren sie tot, aber das gerettete Kind erinnerte ihn an seinen Knaben, der im gleichen Alter gestanden hatte, als er starb. Und so entschloß er sich kurz, das Kind mit sich zu nehmen.

Bei den türkischen Soldaten herrschte damals noch keine so strenge Ordnung wie bei den unseren; daher war es Achmed möglich, den Knaben bei sich zu behalten. Manchmal trug er ihn auf dem Arme, manchmal auf dem Rücken, meist aber gelang es ihm, auf einem der Gepäckwagen, die der Armee folgten, ein Plätzchen für ihn zu finden.

Eines Tages wurde Achmed verwundet und in ein Spital getragen. Das Kind kam mit. Gutwillig duldeten die Wärter es bei den Verwundeten. Es war ein stilles, gutes Kind, das ruhig sitzen blieb, wohin man es setzte. Freudig streckte es die Ärmchen aus, wenn es Achmeds Stimme hörte,

sonst nahm es wenig Anteil an seiner Umgebung und sah oft stundenlang aus seinen großen Augen vor sich hin.

Eines Abends, als Achmed mit dem Kinde spielte, das vor ihm auf dem Bette saß, trat einer der Ärzte zu ihnen heran.

Achmed hatte eine Anzahl glänzender Knöpfe auf eine Schnur gereiht. Hielt er sie dem Kinde ruhig hin, so blieb es teilnahmslos, ließ er sie aber gegeneinander klirren, so jauchzte es fröhlich auf und griff danach.

Der Arzt beobachtete den Kleinen eine Weile, dann holte er ein Licht und hielt es ihm dicht vor die Augen. Der Knabe zuckte nicht mit den Wimpern.

„Wißt Ihr, daß das Kind blind ist?" fragte der Arzt.

Achmed sah erschrocken von dem Arzte auf den Knaben. „Blind, ganz blind?" fragte er stockend.

„Ja, ganz blind."

„Und er kann nie sehend werden?"

Der Arzt zuckte die Achseln und wandte sich ab.

Das war ein harter Schlag für Achmed. Was sollte er mit einem blinden Kinde machen? Aber er hatte den kleinen Achmed, so hatte er ihn nach sich genannt, zu lieb gewonnen, um an eine Trennung zu denken. „Wenn er blind ist, braucht er mich doppelt," dachte er. „Solange ich lebe und arbeiten kann, soll es ihm an nichts fehlen."

Achmeds Wunde heilte, aber der Fuß blieb steif; er konnte als Soldat keine Dienste mehr tun. Er erhielt seinen Abschied und machte sich, das Kind auf dem Rücken, auf den Weg nach seiner Heimat. Das war das große Stambul oder Konstantinopel, die Hauptstadt des türkischen Reiches, wo der Sultan wohnt.

Achmed war in früheren Jahren Schuhmacher gewesen,

und auch während des Krieges hatte er oft das Schuhwerk seiner Kameraden geflickt. Das nötige Handwerkszeug hierzu, sein Kochgeschirr, sein Mantel und eine alte Decke, das waren die einzigen Reichtümer, die er aus seinem Soldatenleben mitbrachte.

Die Türkei konnte für ihre entlassenen Soldaten nur wenig oder gar nicht sorgen. Achmed durfte also auf eine Unterstützung für seine alten Tage nicht rechnen, aber er verlor den Mut nicht. Er besaß in Stambul einen Freund, und er konnte sicher sein, bei ihm wenigstens für die erste Zeit ein Unterkommen zu finden. Später wollte er dann fleißig Schuhe flicken.

Als er aber endlich Stambul und die Wohnung seines Freundes erreicht hatte, da fand er fremde Leute darinnen. Seinen Freund hatte man vor ein paar Wochen auf den Friedhof getragen.

Bestürzt stand Achmed mit dem Kinde da.

„Laßt den Kleinen bei mir, bis Ihr ein Unterkommen gefunden habt," bot ihm die Türkin, die jetzt die Wohnung des Freundes innehatte, mitleidig an.

Ein Unterkommen? Ja, wo sollte er das finden? Er wäre mit der schlechtesten Kammer zufrieden gewesen, aber das kleinste Kämmerchen kostete Geld, und er hatte keins.

Traurig schritt er über eine lange Brücke, die nach Skutari, einer Vorstadt Konstantinopels auf der asiatischen Seite, hinüberführt. Auf der Brücke saßen und standen Bettler jeder Art und jeden Alters, und auch Achmed mit dem blinden Kinde hätte sich unter sie stellen können, aber dazu konnte der alte Soldat sich nicht entschließen.

Jenseits der großen Brücke lag der Friedhof. Dorthin pilgerte er, um seinen Freund zu besuchen. Sein Grab konnte

er freilich nicht ausfindig machen, denn die Türken schreiben keine Namen, sondern nur fromme Sprüche auf ihre Grabsteine; aber es tat ihm wohl, eine Zeitlang unter den dunklen Zypressen zu sitzen und des toten Freundes zu gedenken.

Auf dem Rückweg kam er über einen Platz, in dessen Mitte ein riesiger Platanenbaum mit dürren, abgestorbenen Ästen stand.

Achmed trat heran, um den mächtigen Stamm näher zu betrachten. Er war hohl und hatte an der einen Seite einen breiten Spalt, durch den man wie durch eine Tür bequem den Baum betreten konnte. Drinnen war Platz für vier bis sechs Personen. Es war trocken und warm in dem Baum, und plötzlich kam Achmed der Gedanke: „Wie, wenn ich den Baum zu meiner Wohnung machte? Ich und das Kind haben Platz darin, und mehr brauchen wir nicht." Er eilte zu der Frau zurück und bat sie, das Kind nur so lange zu behalten, bis er sich in dem Baum eingerichtet hätte.

Mit einer Schaufel reinigte er den hohlen Raum von allem Abfall, der darinnen lag, und schnitt in die Seite des Baumes ein viereckiges Fensterloch, um Licht und Luft hereinzulassen. Dann befestigte er seine Decke vor der Türöffnung, räumte sein Kochgeschirr und sein Handwerkszeug ein, breitete seinen Mantel als Lagerstätte für sich und das Kind auf den Boden, und die Einrichtung seines „Hauses" war beendet.

Bald hatten er und das Kind sich prächtig in ihrer Wohnung eingelebt. Am Tage saß Achmed auf einer alten Matte vor dem Baum und arbeitete; neben ihm kauerte der kleine Achmed. Des Nachts, oder wenn er einen Gang zu besorgen hatte, zog er die Decke vor seine Wohnung, und keinem der ehrlichen Türken in seiner Nachbarschaft wäre es eingefallen, etwas von seiner ärmlichen Habe zu entwenden.

Auch Arbeit erhielt er bald genug. Gleich am ersten Tage, als er auf seiner Matte saß und seine eigenen Schuhe flickte, die arg zerrissen waren, kam ein Wasserträger und bat ihn, ein paar Flecke auf seine Pantoffel zu setzen; am zweiten Tage schickte der Barbier von drüben die Schuhe zum Flicken, dann der Melonenhändler von der nächsten Ecke, und bald hatte Achmed den ganzen Tag vollauf zu tun.

Was er mit dem Ausbessern der verschiedenen „Babuschen", so nennen die Türken ihre Schuhe, verdiente, das war allerdings nur wenig, manchmal nur ein oder zwei Piaster, — ein Piaster ist beiläufig 18 Pfennig —, so viel aber war es doch, um für sich und den kleinen Achmed alle Tage Reis oder Bohnen zu kaufen und manchmal auch eine Gurke oder ein Stück Melone dazu.

Mit seiner Wohnung war Achmed überaus zufrieden, und es dauerte nicht lange, so fing er an, an dieser allerhand Verschönerungen vorzunehmen.

In Konstantinopel entstehen sehr häufig Brände; so waren auch unweit seiner Platane einige Häuser abgebrannt. Aus den halbverkohlten Trümmern, um die sich niemand kümmerte, trug Achmed nun allerhand Bretter und Pflöcke zusammen und errichtete sich daraus einen stattlichen Vorbau für sein Haus.

In diesen Vorbau schnitt er rechts und links je ein Fenster, so daß seine Wohnung nun aus zwei Räumen bestand, dem Vorraum, in dem er seine Kunden und Gäste empfing, und dem Wohn- und Schlafzimmer für sich und das Kind im Innern des Baumes.

Nur einen Fehler hatte das Vorhaus. Wenn es regnete, regnete es nämlich hinein; aber auch dafür wußte Achmed Rat.

Alles Petroleum, das in Konstantinopel verbraucht wird,

kommt aus Rußland in viereckigen Blechflaschen verpackt; sind die Flaschen leer, so werfen die Türken sie einfach weg. Wo Achmed nun solche Flaschen fand, nahm er sie mit nach Hause. Dort schnitt er sie auseinander, klopfte sie mit seinem Schusterhammer zu geraden Platten und deckte mit ihnen das Dach seines Vorbaues. Das sah sehr stattlich aus, und hineinregnen konnte es auch nicht mehr.

Als er noch in dem Winkel zwischen dem Vorbau und der Platane aus zwei Oleanderbüschen und einem Granatstrauch einen Garten angelegt hatte, da konnte kein König stolzer auf seinen Besitz sein als er.

Wenn nur der kleine Achmed nicht blind gewesen wäre! Das war der einzige Kummer, der sein Glück trübte. Das Kind gedieh zusehends. Es konnte bald fest auf seinen Beinchen stehen und herumlaufen; aber gewöhnlich saß es still neben Achmed und spielte zu seinen Füßen mit Sand, oder es tat gar nichts und ließ sich die Sonne ruhig ins Gesicht scheinen.

Achmed liebte das Kind, als ob es sein eigenes gewesen wäre. Was aber sollte aus dem Knaben werden, wenn er einmal nicht mehr für ihn sorgen konnte? Würde er dann nicht auch auf der Brücke sitzen und die Hände bittend den Vorübergehenden entgegenstrecken müssen?

Eines Abends setzte sich der Barbier, der eben keine Kunden zu besorgen hatte, für ein Weilchen zu Achmed unter die Platane.

„Habt Ihr denn schon von dem neuangekommenen Frankendoktor gehört?“ fragte er. (Franken heißen bei den Türken alle Christen, die in Europa leben.) „Er macht die Leute sehend, auch wenn sie all ihr Lebtag blind waren. Der Mutter des Sultans, Fatime, und dem alten Teppichhändler Mustapha vom Basar — Ihr kennt ihn ja — hat er auch geholfen.“

„Heilt er auch die Armen?“ fragte Achmed gespannt.

„Das weiß ich nicht,“ sagte der Barbier und erhob sich eilends, weil er einen Kunden kommen sah.

Achmed konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Am andern Morgen nahm er den Kleinen, hüllte ihn fürsorglich in eine Decke und machte sich mit ihm auf den Weg zum Doktor. Er mußte wissen, ob dem Kinde geholfen werden konnte oder nicht.

Schüchtern wartete er in der prächtigen Wohnung des Arztes, bis dieser Zeit für ihn hatte.

„Könnt Ihr das Kind sehend machen,“ fragte er mit zitternder Stimme.

Der Arzt untersuchte sorgfältig die Augen des Kleinen. „Ich glaube wohl, daß ich das kann,“ sagte er. „Kommt nächste Woche zu mir, dann will ich's versuchen. Habt Ihr denn aber auch Geld genug, um die Kur zu bezahlen?“

„Ich bin ein armer Flickschuster,“ erwiderte Achmed.

„Nun, dann will ich's für Euch ausnahmsweise für einen Medjidie (20 Mark) tun,“ sagte der Doktor und winkte Achmed, sich zu entfernen.

Tiefgesenkten Hauptes trat Achmed den Rückweg an. Wo sollte er ein solches Geldstück hernehmen, er, der froh war, wenn er alle Tage so viel verdiente, um sich und den kleinen Achmed satt zu machen? Wenn er auch noch so sparte und entbehrte, einen Medjidie konnte er nie zusammenbringen, das sah er klar ein. Es gab keine Hoffnung, der kleine Achmed mußte blind bleiben.

Als er wieder bei seinem Baume angekommen war, nahm er traurig die Schuhe vor, an denen er gestern schon herumgeflickt hatte; aber es wollte heute mit der Arbeit nicht recht vorwärts gehen.

Da hörte er plötzlich den kleinen Achmed neben sich vor Freude hell aufkrähen und sah, wie der Kleine mit beiden Ärmchen ein weißes Kätzchen umschlungen hielt, das sich seine Zärtlichkeit schnurrend gefallen ließ. Das Kätzchen war ein ganz besonderes Tier, denn in seinen kleinen Ohren trug es lange, zierliche Goldgehänge, die bei jeder Bewegung leise klirrten.

Achmed sah sich um. Woher konnte das Kätzchen wohl kommen?

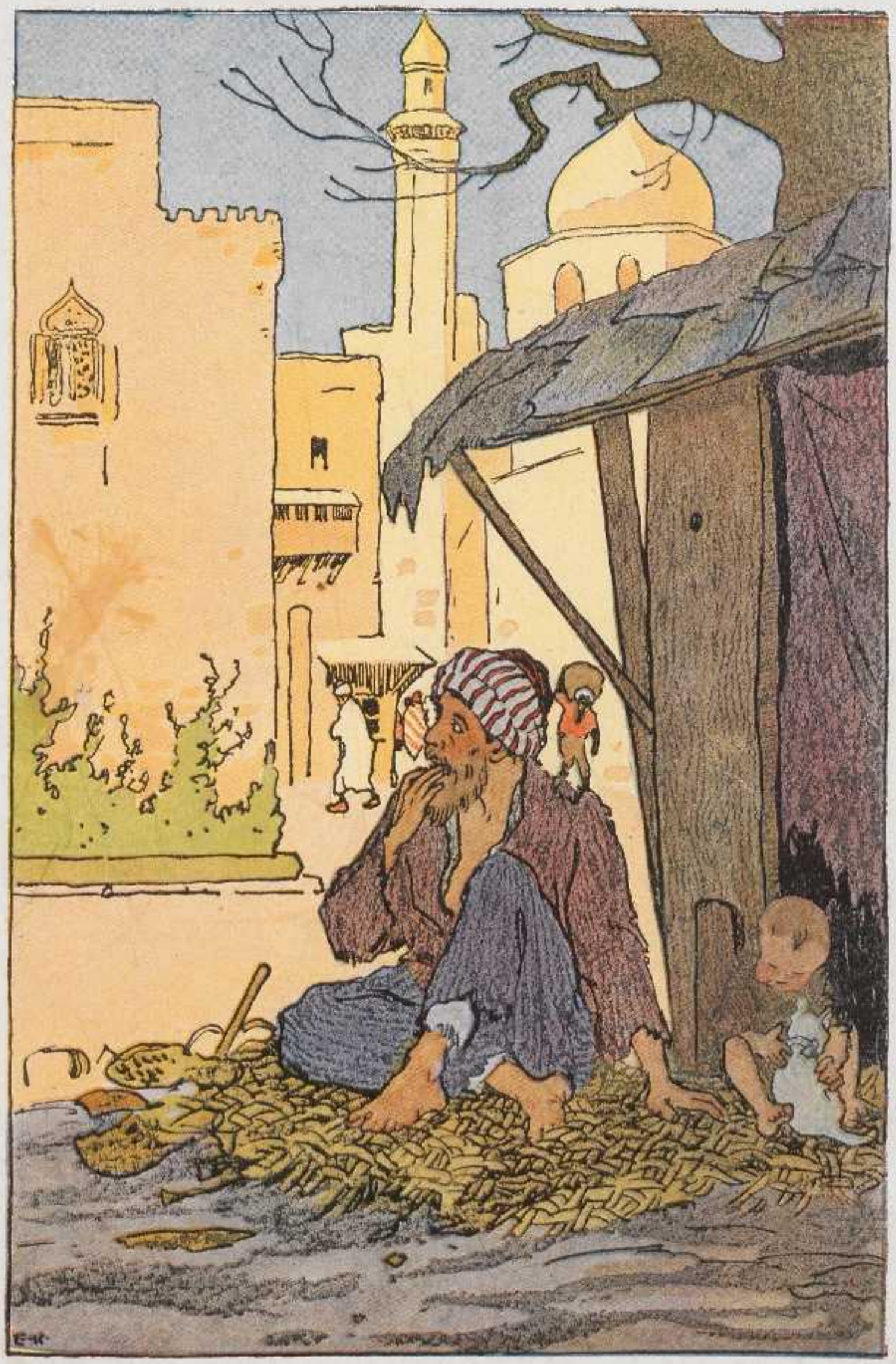
Seinem Vorbau gegenüber stand das Haus eines reichen Gewürzhändlers. Doch nur ein Fenster ging auf den Platz heraus, und auch dieses war stets dicht durch Fensterläden verschlossen, so daß kein Blick hineindringen konnte; hinaussehen mußte man allerdings ganz gut können.

Heute stand das Fenster ein wenig offen, und Achmed sah eine weiße Hand daraus hervorwinken und hörte, wie eine Frauenstimme das Kätzchen mit den zärtlichsten Kosenamen zurücklockte.

Achmed wußte wohl, daß hinter dem Fenster die Lieblingsfrau des reichen Gewürzhändlers, die schöne Aïda, wohnte. Ihre glänzende Hochzeitsfeierlichkeit hatte erst vor kurzem die ganze Stadt von sich reden lassen.

Die noch ganz junge Frau mochte in ihrer Einsamkeit auf mancherlei Spielerei verfallen. Heute hatte sie das Kätzchen vermutlich zum Scherz mit den Ohrringen geschmückt und war nun ängstlich bemüht, das Tierchen, das ihr entschlüpft war, wiederzuerlangen.

Schon wollte Achmed dem Knaben das Kätzchen aus den Armen nehmen, damit es zu seiner Herrin zurücklaufen könne, da kam ihm ein Gedanke. Wenn Aïda so reich war, ihr Kätzchen mit goldenen Ohrringen zu schmücken, dann war sie sicher



Achmed und sein Pflegling.

auch reich genug, um ein Goldstück für die Heilung des kleinen Achmed herzugeben.

Für sich selbst hatte er noch nie um etwas gebeten, aber für das blinde Kind war ihm kein Schritt zu schwer. Schnell riß er ein Blatt aus seinem Schreibbuch und schrieb darauf: „Der blinde Achmed bittet die großmütige Aïda um einen Medjidie, damit der Arzt der Franken ihn sehend mache.“ Dann rollte er das Papier zu einem Streifen ein, band diesen dem Kätzchen um den Hals und ließ es nun los. Das Kätzchen huschte davon.

Voll Spannung erwartete Achmed den ganzen Tag eine Botschaft der schönen Aïda, aber weder das Kätzchen noch ein anderer Bote ließ sich blicken.

Am andern Morgen, als Achmed die Hoffnung schon aufgegeben hatte und, über seine Arbeit gebückt, traurig dasaß, vernahm er plötzlich ein leises Klingen.

Auf dem Dache des Vorbaues saß das weiße Kätzchen und ließ seine Ohrringe klirren. Mit klopfendem Herzen sah Achmed, daß es wieder einen Papierstreifen um den Hals trug. Schon dachte er, daß man seine Botschaft nicht bemerkt habe, da sah er, daß das Papier, das das Kätzchen heute trug, anders gestaltet war als das seine.

Er lockte das Tier zu sich und las die Worte, die auf dem Streifen standen: „Mögen des Kätzchens Ohrringe den kleinen Achmed sehend machen.“

Dankbar legte Achmed nach türkischer Sitte seine Hand auf Stirne, Mund und Brust und neigte sich tief nach der Richtung des Fensters, hinter dem vermutlich die Herrin des Kätzchens stand; dann löste er diesem die goldenen Gehänge aus den kleinen Ohren.

Achmed verkaufte die Ohrringe bei einem Goldschmied.

Was er dafür bekam, war reichlich genug, um den Arzt zu bezahlen. Dieser hielt sein Wort, und schon nach kurzer Zeit guckte der kleine Achmed lustig aus seinen großen braunen Augen.

Wenige Wochen darauf saß er neben dem alten Achmed auf der Decke vor dem Baume und klopfte vergnügt mit einem Hämmerchen auf einem Stück Leder herum, gerade wie er es den Vater tun sah.

Der alte Achmed aber hatte jetzt gewaltig viel Arbeit. Die Leute drängten sich zu ihm, um genau zu erfahren, wie es mit der Heilung des kleinen Achmed zugegangen war. Jeder saß ein Weilchen bei ihm unter dem Baume und ließ sich erzählen und brachte dabei seine Schuhe zum Ausbessern mit. Ja einige bestellten sogar neue Pantoffel bei Achmed. Das war diesem schon lange nicht vorgekommen, und er setzte seinen ganzen Stolz darein, die bestellten Pantoffel so schön als möglich zu machen.

Zu den ersten Pantoffeln mußte er sich das Leder freilich ausborgen, bald aber konnte er die Ware gleich bar bezahlen, und nach Verlauf einiger Zeit hatte er es so weit gebracht, daß er fast täglich einige kleine Münzen erübrigen und in einer Höhlung des Baumes aufbewahren konnte.

Saß er nun vor seinem Hause, den kleinen Achmed, der, seitdem er sehen konnte, ein lebhaftes, fröhliches Kind geworden war, neben sich, dann fühlte er sich vollkommen glücklich. Er dachte nicht mehr wie früher voll Kummer daran, was wohl aus seinem Pflegekinde werden sollte, sondern er malte sich aus, wie er seine Ersparnisse verwenden wollte, um den Knaben erst in eine gute Schule und dann zu einem braven Meister zu schicken.

Später sollte sich Achmed in der Welt umsehen und end-

lich als geschickter Schuhmacher einen Laden in dem Basar der Stadt mieten und dort so schöne Schuhe und Pantoffel von Saffian, mit Perlen besetzt und mit Goldstickerei geziert, ausstellen, wie nur irgendeiner der wohlhabendsten Schuhmacher in Konstantinopel.

Und er selbst? Wollte er dann zu Achmed ziehen?

O nein. Besuchen wollte er ihn oft und sich seines Glückes freuen, für sich selbst aber wünschte er nichts, als daß er so lange zufrieden in seinem Baume wohnen könne, bis sie ihn einst auf den Friedhof hin zu den dunklen Zypressen trügen, wo er unter einem mit frommen Sprüchen beschriebenen Grabsteine ruhen könnte.

Und während der alte Achmed so träumte, malte auch der Knabe sich seine Zukunft aus. Wohl wollte er ein tüchtiger Meister werden, wie der Pflegevater es wünschte. Aber sein Sinn stand nach Höherem. Wenn Gott es wollte, daß der Sultan sein Volk nochmals zum Kampfe gegen die Russen aufrufen würde, dann wollte er mit Freuden sein Handwerkszeug niederlegen, Heimat und Pflegevater verlassen und Rache nehmen für Vater und Mutter, die der tückische Feind ihm so grausam geraubt.

Und jung Achmeds Wunsch ward erfüllt. In seinen Rechten, seiner Macht und dem Teuersten — seinem Glauben — bedroht, rief der Sultan-Kalif Mohammed V. im Herbst 1914 nicht nur die Getreuen des eigenen Reiches, nein, die gesamte ungeheure Zahl der Muselmanen auf zum „heiligen Krieg". Voll tiefer Begeisterung scharte sich alles, was Waffen tragen konnte, um die grüne Fahne des Propheten.

Auf fremdem Schiffe.

In Südamerika, in dem fernen Land Brasilien, lag mitten im Urwald eine Ansiedlung, die sogleich vermuten ließ, daß ihr Besitzer deutschen Ursprungs sei. Während die Besitzungen der Einheimischen oft sehr verwahrlostes Aussehen zeigten, wies hier alles die musterhafte Ordnung und Gefälligkeit auf.

Das aus Holz und leichtem Fachwerk aufgeführte Haus leuchtete schneeweiß aus den dunkelglänzenden Magnolienbäumen mit ihren großen weißen Blüten hervor. An der Vorderseite des Hauses befand sich eine breite, mit üppigen Schlinggewächsen bewachsene Veranda, in der die Familie der Hitze wegen den größten Teil des Tages verbrachte, und die zugleich die Sonnenglut von den inneren Gemächern abhielt. Bunt geflochtene Strohmatten und zierliche Möbel aus Bambusrohr schmückten diese Vorhalle.

Hinter dem Hause zog sich ein von einer Agavenhecke umgebener Gemüsegarten hin, in dem einheimische und ausländische Küchengewächse in wohlgeordneten Beeten wuchsen.

Im Hof und in den Stallungen herrschte überall Ordnung, und in den Kaffee- und Teepflanzungen sowie auf den weiten Baumwollfeldern arbeiteten zahlreiche Schwarze, auch ohne von der Peitsche angetrieben zu werden, mit einem Fleiß

und einer Willigkeit, wie sie nur ein wenn auch strenger, so doch guter und gerechter Herr erreicht.

Fritz Werner, so hieß der Besitzer, war vor etwa zehn Jahren von Deutschland hierher nach Brasilien gekommen, weil er hier einen freieren Wirkungskreis für seine Unternehmungslust zu finden hoffte. Er hatte sich mitten in der Wildnis angekauft, wo es sich noch gegen wilde Menschen und wilde Tiere zu verteidigen galt. Als er einmal festen Fuß gefaßt und die größten Schwierigkeiten überwunden hatte, da holte er sich aus der Heimat ein deutsches Mädchen herüber, das ihm als seine Gattin mutig und tapfer zur Seite stand.

Ihr einziges Kind war ein Töchterchen, Isa, das jetzt etwa vier Jahre alt war. Das Kind machte das größte Glück der Eltern aus. So zärtlich sie es aber auch liebten, so stand die kleine Isa doch nicht unter ihrer so beständigen Aufsicht, wie dies wohl bei den Kindern in Deutschland der Fall ist.

Die Eltern hatten keine Zeit, sich immer mit ihr zu beschäftigen, sie überließen sie vielfach der Obhut einer schwarzen Dienerin, Penelope, die dem kleinen Mädchen treu ergeben war. Nicht selten blieb Isa sich auch allein überlassen.

Sie gedieh sehr wohl bei dieser Erziehungsart. Nicht allein daß sie zu einem kräftigen, gesunden Kind heranwuchs, sie verstand auch schon manches, was andere Kinder erst viel später lernen. Sie konnte sich allein waschen und kämmen und anziehen. Sie gehorchte dem leisesten Wink von Vater und Mutter, fragte aber nicht viel, wenn sie etwas tun wollte, war viel furchtloser und verständiger und plapperte weniger als andere Kinder. Ihre Eltern liebte sie über alles; sie wissentlich zu betrüben, kam ihr ganz und gar unmöglich vor.

Eben jetzt stand Fritz Werner in dem leichten, weißen, von einer bunten Schürze gehaltenen Leinenanzug, einen breiten,

feingeflochtenen Strohhut auf dem Kopfe, in dem Eingang der Veranda, in der er mit den Seinen das Frühstück eingenommen hatte. Er hielt einen Brief in der Hand, den ein junger indianischer Bursche auf seinem flinken Pferde mit den Postsachen gebracht hatte, und las ihn seiner Frau vor.

„Da wird es wohl nichts helfen, Anna," sagte er, nachdem er geendet und den Inhalt des Briefes ein wenig bedacht hatte, „du wirst mit Isa die Reise nach Deutschland unternehmen müssen. Deine Eltern schreiben, sie seien alt und ihre Kräfte nehmen ab, sie hätten den sehnlichen Wunsch, dich noch einmal zu sehen und ihr Enkelkind, das sie noch gar nicht kennen, vor ihrem Tode in ihre Arme zu schließen."

„Ja, Fritz," sagte die Frau und blickte gespannt auf den Gatten, „aber du gehst natürlich mit!"

„Ich, Anna? Du kannst wohl nicht im Ernst denken, daß ich jetzt mitten aus der Kaffeernte heraus fort könnte! Nein, das geht nicht an. Aufschieben aber darfst du die Reise nicht. Wenn deinen Eltern etwas zustößt, ehe sie euch beide gesehen, würdest du dir immer einen Vorwurf daraus machen."

„Aber die Reise ist so weit und beschwerlich," meinte die Mutter.

„Davor wird meine mutige, unerschrockene Frau sich doch nicht fürchten?"

„Für mich nicht, aber Isa ist noch so klein. Wie leicht kann ihr etwas zustoßen!"

„Du nimmst Penelope mit; sie wird dir bei der Aufsicht der Kleinen helfen, und Isa ist für ihr Alter verständig und stark, sie wird dir keine unnötige Mühe machen."

So wurde denn die Reise beschlossen, und alle Vorbereitungen dazu wurden getroffen.

Das war nun freilich eine weite, gefahrvolle Reise. Den

ersten Teil bis zu dem Flusse hin, auf dem sie zur Meeresküste fahren mußten, um sich dort nach Europa einzuschiffen, legten sie im Ochsenwagen zurück, in dem sie bei Tage wohnten und bei Nacht schliefen. Der Vater begleitete sie bis zum Flusse.

Dann kam der Abschied. Lange hielt der Vater die Seinen umschlungen. „Nicht wahr, Isa, du wirst es nie vergessen, du wirst meine verständige Tochter sein?"

„Ja, Papa, das will ich," erwiderte Isa und sah ihn ernst aus ihren dunkeln Augen an.

Wochenlang mußten sie dann auf einem Boote fahren, das nur eine kleine Kajüte für Isa und ihre Mutter hatte. Manches Kind hätte sich wohl gefürchtet, wenn es in dem gebrechlichen Fahrzeug unter den rauhen Bootsleuten die Fahrt auf dem mächtigen, reißenden Strome hätte machen müssen.

Oft kamen sie an Sandbänken vorbei, auf denen große Krokodile in der Sonne lagen und ihnen mit weit aufgerissenem Rachen nachstarrten; und des nachts, wenn sie an den dunklen Ufern vorüberfuhren oder an einsamen, dicht umbuschten Inseln anlegten, drang das Gebrüll der wilden Tiere unheimlich in ihr Ohr; aber Isa war an die Wildnis gewöhnt, und sie hatte ja die Mutter und Penelope bei sich; wollte ihr aber doch einmal bange ums Herz werden, dann dachte sie daran, daß sie ihrem Vater versprochen hatte, seine verständige Tochter zu sein, und klagte und jammerte nicht.

Glücklich kamen sie endlich in der Hauptstadt des Landes an, einer großen Handelsstadt, von der aus täglich Schiffe nach allen Ländern der Welt ausliefen.

Die Mutter nahm Wohnung in einem der vielen Hotels und sah sich dann nach einem passenden Schiffe um, in dem sie die Fahrt nach der Heimat machen könnten.

Unter den vielen großen und kleinen Schiffen, die an den

Hafenmauern angekettet lagen, waren zwei, die am nächsten Morgen abfahren wollten. Das eine davon war ein großes, schönes Schiff, das „Hamburg“ hieß und viele Fahrgäste aufnahm, für die bequeme Kabinen und schöne, große Gesellschaftsräume zu Gebote standen; das andere Schiff hieß „Bremen“ und war ein altes, unbequemes, kleines Fahrzeug, das keine Fahrgäste aufnahm, sondern nur Kapitän, Steuermann und Matrosen hatte.

Auf der „Hamburg“ hatte die Mutter Plätze genommen. Das Schiff sollte in aller Frühe abgehen, die Mutter ließ ihr Gepäck deshalb schon am Abend an Bord bringen.

Als es am Morgen noch vielerlei zu tun gab, beauftragte die Mutter die schwarze Dienerin, Isa auf das Schiff zu bringen, sie dort in guter Aufsicht zu lassen und dann in aller Eile zurückzukommen, um ihr bei den letzten Vorbereitungen zu helfen.

Penelope war noch nie in einer Hafenstadt gewesen. Der Hafen selbst war nicht zu fehlen, die vielen Schiffe dort machten sie aber ganz verwirrt. Wohl hatte ihr die Mutter am Abend gezeigt, welches Schiff die „Hamburg“ war, und wo sie vor Anker lag, sie war jetzt aber doch ungewiß und bat einen mit einem Karren fahrenden Matrosen um Auskunft.

Er zeigte mit der Hand nach der Richtung hin. Dort lag die „Hamburg“ auch, aber dicht neben ihr lag die kleine „Bremen“, und da es noch dämmrig war und die „Bremen“ schon den Landungssteg ausgeworfen hatte, auf dem die Matrosen eilig hin und her liefen, glaubte sie, dies sei das Schiff, das jetzt abfahren wollte, und auf das sie die Kleine bringen sollte.

Niemand achtete auf sie, als sie das Schiff betrat. Sie sah sich nach jemand um, dem sie das Kind anvertrauen könnte;

alle aber waren zu beschäftigt, um sie anzuhören. Endlich erblickte sie einen Schwarzen — es war der Koch, der gerade nichts zu tun hatte — und bat ihn, die Kleine in seine Obhut zu nehmen. Mit dem Kapitän sei schon alles ausgemacht, die Mutter käme gleich nach.

Der Koch — Sam Sam war sein Name — führte Isa in die Kajüte des Kapitäns, wies ihr einen Sitz an und sagte ihr in seiner gebrochenen Sprache, hier möge sie bleiben und warten, bis der Kapitän oder die Mutter käme.

Da saß nun Isa ganz allein in dem fremden Schiff, und niemand kümmerte sich um sie. Es war ihr wohl bange zumute, aber die Mutter würde ja bald kommen, und sie hatte dem Vater ja versprochen, seine verständige Tochter zu sein. Ihre Geduld aber wurde auf eine harte Probe gestellt, denn es verging Stunde um Stunde, und niemand kam zu ihr.

Der Kapitän der „Bremen" hatte keine Zeit, in seine Kajüte zu sehen. Er hatte es sehr eilig, fort aus dem Hafen zu kommen, denn es hatten sich Anzeichen eines nahenden Sturmes gezeigt, und für ein Schiff ist es immer weniger gefährlich, einen Sturm in der offenen See zu bestehen als nahe der Küste, wo es leicht ans Land geworfen und zertrümmert werden kann.

So schnell es ging, wurden die Anker gelichtet, und während die Morgendämmerung noch über der Stadt und dem Meere lag, fuhr die „Bremen" mit der kleinen geduldigen Isa in der Kajüte des Kapitäns schon eilfertig in die offene See hinaus. —

Es war Isas Mutter gar nicht recht gewesen, daß Penelope ihr Kind in die Obhut eines Schwarzen gegeben hatte, aber es ließ sich nun nichts ändern. Daß die Schwarze ihr Töchterchen auf ein falsches Schiff gebracht hatte, ahnte sie natürlich nicht.

Sie beeilte sich so viel als möglich mit ihren Besorgungen und ging hastig mit Penelope dem Hafen zu. Es war inzwischen heller Tag geworden, und die „Hamburg" lag in blendendem Sonnenglanze da, als die Mutter und Penelope über die ausgeworfene Landungsbrücke schritten.

Ihre erste Frage war nach dem schwarzen Koch, der die Kleine von Penelope übernommen hatte.

Der Koch wurde gerufen, aber er erklärte, nichts von dem Kinde zu wissen.

Auf die verwunderte Frage der Mutter antwortete Penelope verlegen: „Nicht sein rechte Mann! Andere Mann gegegeben kleine Isa."

Die Mutter fragte bald diesen, bald jenen der Mannschaft, keiner wußte Auskunft zu geben. In dem Raume für die Damen und Kinder wußte niemand etwas von einem einzelnen kleinen Mädchen. Die Dienerin für die weiblichen Fahrgäste wurde gerufen und befragt, konnte aber nur bedauernd den Kopf schütteln.

Der erste, der zweite Steuermann, zuletzt der Kapitän wurden gefragt, umsonst, von einem Kinde, das eine Schwarze an Bord gebracht, war nichts zu erfahren.

Penelope weinte und rang die Hände, aber auch die Mutter war in Verzweiflung. „Um Gotteswillen, was ist mit meinem Kinde geschehen? Wo kann meine Tochter hingekommein sein?" jammerte sie.

Da durchfuhr den Kapitän ein Gedanke. „Es kann nicht anders sein! Es ist ja heute früh ein anderes Schiff, die „Bremen", ausgelaufen. Vermutlich hat die Schwarze das Kind dorthin gebracht."

„Auf die „Bremen"? Wo ist die „Bremen"?" rief die arme Mutter.

„Dort!“ sagte der Kapitän und zeigte in die Ferne, wo eben die letzten Mastspitzen eines Schiffes unter den Horizont tauchten.

„Man muß dem Schiffe nach und das Kind holen!“ schrie die Mutter.

„Das ist unmöglich! Wir würden das Schiff nicht erreichen, und ich kann nicht das Wohl aller Fahrgäste um eines Einzelnen willen auf das Spiel setzen.“

Halb bewußtlos brach die Mutter zusammen. „Verzweifeln Sie nicht,“ sagte der Kapitän mitleidig, „ich kenne den Kapitän der „Bremen“. Er ist ein einfacher, aber braver, gutdenkender Mann. Ist Ihr Kind aus Versehen auf sein Schiff gekommen, so wird er sich seiner sicher gewissenhaft annehmen. Hamburg und Bremen sind nicht allzu fern voneinander. Wir dürften etwa zur selben Zeit ankommen. Mit Hilfe von telegraphischen Anfragen dürften Sie dann bald Nachricht von Ihrem Töchterchen erhalten.“

„Aber was soll ich jetzt tun?“ fragte die Mutter verstört.

„Sie können nichts Besseres tun, als mit diesem Schiff nach Deutschland fahren und dort nach Ihrem Kinde forschen. Ich bin überzeugt, Kapitän Meinhardt wird Sorge für es getragen haben. Er hat selbst Kinder; vielleicht bringt er Ihre Kleine, bis er von Ihnen hört, zu diesen.“

Es blieb der armen Mutter nichts übrig, als diesen Rat zu befolgen. Mit heißen Tränen kniete sie in ihrer Kajüte vor dem Bettchen nieder, in dem ihr Kind hatte schlafen sollen, und flehte zu Gott um Schutz für ihr fernes, einsames Kind.

* *
*

Es war schon spät am Morgen, als Kapitän Meinhardt endlich seine Kajüte aufsuchen konnte. Wie staunte er aber,

als er in derselben auf einer Kiste ein kleines Mädchen sitzen sah, das, in einen hellen, blauen Mantel gehüllt, ein hellgelbes Tuch um den Kopf, wie eine bunte Blume in dem düsteren Raum aussah.

„Wer um des Himmels willen bist denn du?“ rief er.

„Ich bin Isa Werner.“

„Wer hat dich denn hierhergebracht?“

„Penelope. Die Mutter wird gleich nachkommen.“

Der Kapitän schlug die Hände zusammen. „Wer ist denn Penelope?“

„Penelope, das ist Penelope,“ sagte die Kleine.

„Ich meinen,“ mischte sich jetzt Sam Sam, der schwarze Koch, in die Unterredung, „Penelope seien die schwarze Frau, bringen her kleines Mädchen.“

„Aber wir nehmen doch keine Fahrgäste auf!“

„Sagen: Kapitän wissen schon,“ verteidigte sich Sam Sam verlegen.

„Unsinn, Dummkopf, nichts weiß ich!“

Der Kapitän lief ratlos auf und ab, während Isa jeden seiner Schritte mit ernsten Augen verfolgte.

Plötzlich blieb der Kapitän stehen und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Nun begreife ich alles!“ rief er aufgeregt. „Das Kind hat auf die „Hamburg“ kommen sollen, und die dumme Schwarze hat sie auf unser Schiff gebracht. Steuermann,“ rief er diesem, der neugierig herangetreten war, zu, „was um des Himmels willen fangen wir nun an?“

Ja, das wußte der Steuermann auch nicht.

„Sollen wir umkehren?“

„Geht nicht bei dem Wind, Herr Kapitän!“

„Mitnehmen? Das kleine Ding allein unter uns rauhen Männern?“ Der Kapitän seufzte tief auf. „Es wird nichts

helfen, wir werden sie behalten müssen. Ich habe ja selbst ein Häufchen Kinder zu Hause und Sie auch, Steuermann, da müssen wir eben sehen, wie wir mit dem Kinde fertig werden. Möchte nur wissen, was die Mutter gesagt hat, als sie das Kind nicht mehr fand!" brummte er.

Dann trat er freundlich zu Isa. „Fürchte dich nicht, Kleine, ich bringe dich schon zu der Mutter, nur ein bißchen lange wird's wohl dauern. Aber jetzt wirst du hungrig sein, oder hast du schon gefrühstückt?"

Isa schüttelte den Kopf.

„Also schnell, Sam Sam! Bringe der Kleinen Frühstück!"

Der Schwarze sah den Kapitän unschlüssig an. Was sollte er dem kleinen Mädchen bringen? Milch gab es nicht auf dem Schiffe, und schwarzen Kaffee und Schinken konnte sie doch nicht essen!

Aber Isa erklärte, das könne sie ganz gut. Sie benahm sich überhaupt so verständig, wie keiner der Männer erwartet hatte.

Das erste, für das gesorgt werden mußte, war ein Bett, denn in einer Hängematte, aus der jedes Schaukeln des Schiffes sie herausschleudern konnte, war es zu gefährlich für sie. Der Kapitän befahl dem Zimmermann, ein Bettchen für den kleinen Gast aufzuschlagen; und da es im Schiffe nicht an passenden Brettern und auch nicht an warmen Decken fehlte, so fand Isa am Abend eine warme und weiche Lagerstätte auf sich warten, auf der sie sich, müde von den Erlebnissen des Tages, ausstrecken konnte.

Der Schlaf wollte freilich nicht zu ihr kommen, denn der Sturm, den der Kapitän vorausgesehen, war mit aller Macht losgebrochen; aber während er um das Schiff heulte und tobte, lag Isa ruhig in ihrem Bettchen.

Ab und zu trat einer der Leute zu ihr heran, um zu sehen, was sie mache, dann blickte sie ihn still und freundlich aus ihren großen Augen an. Sie wäre freilich gern bei ihrer lieben Mutter gewesen, aber der Kapitän hatte ja versprochen, er wolle sie zu ihr bringen, und sie hatte dem Vater versprochen, verständig zu sein.

Gegen Morgen schlief sie trotz des Sturmes ein. Als sie erwachte, war es schon gegen Mittag. Der Kapitän und der Steuermann waren beide da, um ihr beim Anziehen zu helfen, aber als Isa versicherte, sie könne sich ganz allein anziehen, atmeten sie doch erleichtert auf, denn mit den Kindersachen wären sie doch nur schwer zurechtgekommen.

Als Isa fertig war, durfte Sam Sam sie auf das Verdeck tragen. Das Mädchen jauchzte laut auf, als es sah, wie die ganze Meeresfläche mit weißem Schaum bedeckt war, wie die Wellen gegen das Schiff anstürmten und eine über die andere schlug.

Es gefiel Isa überhaupt bald sehr gut auf dem Schiffe, wo jedermann freundlich zu ihr war.

Ihr bester Freund war Sam Sam. So oft er eine freie Stunde hatte, gesellte er sich zu dem kleinen Mädchen, dem er sich, weil er es auf dem Schiff aufgenommen hatte, besonders verbunden fühlte. Er machte ihr Spielzeug und lachte und plauderte mit ihr in seiner drolligen Sprache.

Am besten gefiel er ihr am Sonntag. Da trug er einen roten Offiziersrock, den er einmal geschenkt erhalten, mit einem weißen Gurte und hatte einen roten, dreieckigen Hut auf dem Kopfe. Wenn er in diesem Aufputz stolz auf dem Verdeck vor ihr auf und ab spazierte, klatschte sie vor Vergnügen in die Hände. —

So waren ein paar Wochen vergangen. Da kam ein trauriger Morgen für alle auf dem Schiffe.

Hatte der Wind einen Krankheitsstoff auf das Schiff geweht, oder hatte die kleine Isa zu lange in der brennenden Sonne gesessen, am Morgen ließ sie ihr Frühstück unberührt und lag mit fieberheißem Kopfe matt und müde in ihrem Bett.

Betrübt standen der Kapitän und der Steuermann neben ihr. Am Nachmittag war das Fieber schon so gestiegen, daß sie keinen von ihnen mehr erkannte und in ihren Phantasien unaufhörlich nach der Mutter schrie und jammerte.

Der Kapitän holte den Medizinkasten und das große Rezeptbuch, die auf jedem Schiffe sein müssen, das keinen Arzt bei sich hat. Nachdenklich betrachtete er die Flaschen und Fläschchen.

„Ja, wenn's Cholera wäre," sagte er zum Steuermann, „oder gelbes Fieber, da wollte ich schon etwas zusammenmischen!"

„Das ist's aber nicht," sagte der Steuermann und zog vorsichtig die Decke wieder herauf, die Isa in der Fieberhitze weggestoßen hatte.

Von Stunde zu Stunde ward das Fieber schlimmer.

„Wenn es die Nacht über so andauert," sagte der Kapitän traurig, „so ist es um das Kind geschehen."

Ratlos mühten sich die beiden Männer um die kleine Kranke, während die Matrosen auf dem Verdeck still und bedrückt ihre Pflicht taten und kein lautes Wort miteinander wechselten.

Da hörte man einen eiligen Schritt. Sam Sam steckte sein dickes schwarzes Gesicht zur Türe herein.

„Kapitän," rief er, „sehen ein Schiff, ganz weit weg!"

Der Kapitän machte eine müde Bewegung mit der Hand.

Was galt es ihm in diesem Augenblick, ob ein Schiff zu sehen war! Aber Sam Sam war nicht so leicht abzuweisen.

„Vielleicht großes Schiff Doktor haben," sagte er, „können helfen kleine Isa."

Der Kapitän horchte auf. Ja, Sam Sam hatte recht; das war vielleicht Hilfe für die Kranke. Er stürmte auf das Verdeck.

Sam Sam hatte recht gesehen. Vor ihnen am fernen Horizont zeigte sich ein Schiff, und es dauerte nicht lange, so konnte man erkennen, daß es ein großes Passagierschiff war. Ein solches hat immer einen Arzt an Bord.

„Das Schiff müssen wir erreichen!" rief der Kapitän. „Jungs, setzt alle Segel auf, daß wir ihm nachkommen!"

Voll Eifer sprangen die Matrosen in die Masten und spannten die Segel auf.

„Noch eins, und noch eins!" rief der Kapitän, bis die kleine, alte „Bremen" wie ein Pfeil durch das Wasser schoß.

Aber auch das andere Schiff war ein guter Segler. Als die Dämmerung kam, verschwand das Schiff den ihm angstvoll nachstarrenden Blicken.

„Wir müssen es erreichen," rief der Kapitän, „das Kind soll nicht sterben!"

Er ließ eine Rakete aufsteigen, um sich dem fremden Schiff bemerkbar zu machen und ihm zu sagen, daß man Hilfe brauche. Durch die Farbe und die Reihenfolge der bunten Leuchtkugeln verständigen sich die Schiffahrer untereinander. Seeleute verlassen einander nicht in der Not. Sah das Schiff sie, so half es ihnen auch.

Aber auf dem fernen Schiff schien man sie nicht zu bemerken; es blieb alles dunkel. Noch eine Rakete und noch eine ließ

der Kapitän aufsteigen; endlich flammte ein Feuerstreifen in der Ferne als Antwort auf.

Das fremde Schiff mäßigte jetzt seine Fahrt, bald war man ihm so nahe gekommen, daß man es wie einen großen Schatten durch die Dunkelheit sah. Dann blitzten Lichter auf seinem Verdeck auf, und endlich ertönte es durch das Schallrohr: „Was wollt ihr?"

„Habt ihr einen Doktor bei euch?"

„Jawohl!"

„Wir brauchen ihn! Wir wollen ihn in einem Boote holen!"

Das Boot wurde ins Wasser gelassen und bemannt. Sam Sam war der erste, der hineinsprang. Eine halbe Stunde später stand der Doktor vor dem Bett des kranken Kindes und befühlte seine heiße Stirn. „Es steht schlecht um das Kind, aber vielleicht kann ich es noch retten."

Die ganze Nacht mühte sich der Doktor um Isa. Gegen Morgen trat eine Veränderung ein.

„Bringt heiße Tücher und Decken herbei, es geht besser," sagte der Doktor.

Hui, wie Sam Sam in seinen Ofen einheizte, und wie die Matrosen mit den heißen Tüchern hin und her sprangen!

Als die Sonne aufging, lag Isa in wohltätigem Schweiße, und ihre Augen blickten wieder klar.

„Die Gefahr ist vorüber," sagte der Doktor zum Kapitän, dem ein paar große Tränen über die gebräunten Wangen liefen, „und nun will ich Ihnen etwas sagen: Unser Schiff ist die „Hamburg", und wir haben die Mutter des Kindes an Bord. Schicken Sie ein Boot, sie zu holen."

So fand die Mutter ihr verloren gegangenes Töchterchen

wieder. Lachend und weinend zugleich hielten sie sich umschlungen.

Dann hieß es Abschied nehmen. Dankbar schlang Isa die Arme um den Hals des Kapitäns und des Steuermanns, die so gut zu ihr gewesen waren. Jedem der Matrosen, die sich zu ihr herandrängten, gab sie die Hand, am längsten ließ sie ihre kleinen weißen Finger in der großen schwarzen Hand Sam Sams liegen.

Dann ward Isa in Decken gehüllt und in das Boot gehoben, das sie mit der Mutter zur „Hamburg" bringen sollte.

Alle Matrosen waren in das Takelwerk gestiegen, um Isa so lange als möglich nachzusehen. Am höchsten war Sam Sam geklettert, der in aller Eile seinen Sonntagsanzug angelegt hatte.

Als Isa zum letzten Male zurückblickte, da sah sie ihn hoch oben auf der Maststange stehen in seinem roten Rock, wie er ihr mit seinem spitzen Hut den letzten Gruß zuwinkte.

Friedels weißes Kätzchen.

„Was soll ich mit dem armen Kinde anfangen?“ rief eine junge Frau und blickte angstvoll von dem Kinde, das mit fiebergeröteten Wangen in seinem Bettchen lag, zu einer vor ihr stehenden älteren Frau auf. „Der Doktor sagt, wenn ich mit dem Kinde weiterreise, so stirbt es; es braucht Ruhe und gleichmäßige Wärme, und ich muß doch fort! Mein Mann wartet drüben in Amerika auf mich; die Überfahrt auf dem Schiff ist schon gezahlt. Ratet mir, Mutter Marianne, was ich tun soll!“

„Fort mußt du, das ist keine Frage,“ sagte die Angeredete.

„Aber was soll aus dem Kinde werden?“

„Das laß bei mir; ich will es pflegen und behüten.“

Die junge Frau ergriff hastig die Hand der Sprechenden. „Mutter Marianne, wenn Ihr das wolltet! Gott würde es Euch lohnen! — Aber,“ setzte sie gleich darauf bekümmert hinzu, „ich weiß nicht, wann ich das Kind holen kann. Bin ich einmal drüben in Amerika und gar ganz im Innern des Landes, wohin mein Mann mit mir will, dann kann ich gewiß nicht so bald zurück. Und ob ich Euch Geld schicken kann, weiß ich auch nicht. Wir werden vielleicht hart arbeiten müssen in den ersten Jahren.“

„Das werdet ihr wohl müssen, und das Kind wäre euch dabei nur im Wege. Laß es ruhig bei mir. Ich bin noch rüstig

und gesund; und wenn ich auch arm bin, so viel, als ich und das Kind brauchen, verdiene ich wohl. Es soll gut bei mir aufgehoben sein. Nun aber brich in Gottes Namen auf; viel Zeit hast du nicht mehr, wenn du den Eisenbahnzug erreichen und die Abfahrt des Schiffes nicht versäumen willst."

Die junge Frau beugte sich bitterlich weinend über das Kind. „Friedel, mein lieber, kleiner Friedel, behüt' dich Gott viel tausendmal! Sobald ich kann, komme ich und hole dich." Sie löste mit zitternder Hand eine Schnur, an der eine alte kleine Silbermünze hing, von ihrem Halse und tat sie dem Kinde um. „Trag das zum Andenken an deine Mutter!" Noch einmal preßte sie das Kind an sich, dann wandte sie sich blutenden Herzens zur Abreise.

Die Mutter des kleinen Friedel kam aus einem Dorfe des schlesischen Gebirges her. Dort hatte sie mit ihrem Manne, einem fleißigen und geschickten Zimmermann, gelebt, bis Arbeitsmangel und schlechte Zeiten diesen nach Amerika trieben. Er war allein hinübergegangen und hatte sich in der ersten Zeit schwer durchkämpfen müssen; nun aber, da sich ihm beim Aufbau einer neuen Stadt im Innern des Landes dauernder und lohnender Verdienst bot, hatte er seiner Frau geschrieben, ihm mit dem Kinde nachzukommen. Mit Freuden hatte sie die Reise angetreten, da war ihr Kind, der dreijährige Friedel, plötzlich erkrankt. Sie hatte ihre Fahrt unterbrochen und mit ihm bei Mutter Marianne, einer Freundin ihrer Eltern, Zuflucht suchen müssen. Wie sie ihr krankes Kind bei dieser ließ und ihre Reise allein fortsetzte, das haben wir schon gehört.

Friedel war zu klein, um den Verlust der Mutter zu empfinden. Er hatte die Kinderkrankheit, die ihn befallen hatte, bald überstanden und gedieh zusehends unter der Obhut seiner Pflegerin.

Mutter Marianne besaß nicht viel von irdischen Gütern. Das Gemüse, das sie in ihrem Gärtchen, und die Kartoffeln, die sie auf dem Felde dahinter baute, die Milch der Ziege, die sie in einem kleinen Stalle hielt, genügten, ihren einfachen Tisch zu bestellen. Was sie für ihre sonstigen Bedürfnisse brauchte, besonders um die Miete für das Häuschen, in dem sie wohnte, zu bezahlen, das verdiente sie durch fleißiges Spinnen.

Der kleine Friedel fand immer ein volles Schüsselchen bei ihr und ein gutes Wort und ein freundliches Lächeln obendrein. Er wuchs zu einem frischen, aber zartgliedrigen, feinen Knaben heran, sehr verschieden von den dicken, pausbäckigen Bauernkindern. Sein gutes, sanftes Herzchen machte ihn bei allen beliebt. Vergnügt lief er, als er sechs Jahre alt geworden, täglich zweimal mit seinem Schiefertäfelchen unter dem Arme in die Schule und lernte lesen und schreiben mit den anderen Kindern, nur schneller und besser als die meisten von ihnen.

Von Amerika war nur einmal ein Brief gekommen; in dem stand, daß es Friedels Eltern auch an ihrem neuen Wohnorte nicht nach Wunsch ergangen war; daß sie wohl hofften, jetzt werde es endlich besser werden, daß aber noch einige Jahre vergehen würden, ehe sie Friedel zu sich holen könnten.

Mutter Marianne war das eben recht. Sie hatte sich so an den Knaben gewöhnt, daß sie gar nicht daran denken mochte, ihn wieder herzugeben.

Da kam ein ungewöhnlich früher und harter Winter und mit ihm Not und Elend in das Land. Die Kartoffeln, die der Frost noch auf dem Felde getroffen hatte, faulten in den Kellern, Brot und andere Lebensmittel wurden von Tag zu Tag teurer. Auch Mariannes Kartoffeln waren verdorben, und was sie durch Spinnen verdiente, wollte trotz allem Fleiß nicht

hinreichen, sie und Friedel satt zu machen. Sie konnte es nicht über sich bringen, den Knaben hungern zu lassen; aber sie selbst versagte sich das Nötigste. Als das Frühjahr kam, brach eine böse Krankheit unter den von Entbehrungen geschwächten Dorfbewohnern aus. Überall in den Hütten lagen Kranke, hier und da starb einer und ward auf den Friedhof hinausgetragen. Eines Abends legte sich Mutter Marianne matt und erschöpft zur Ruhe; am Morgen erkannte sie den kleinen Friedel nicht mehr, als er an ihr Bett trat, um zu sehen, warum sie heute nicht aufstehe. Ein paar Tage darauf war sie tot.

Friedel verstand noch nicht, was der Tod ist; aber daß seine gute Mutter Marianne jetzt starr und kalt dalag und stumm auf alle seine Bitten blieb, das verstand er wohl. Laut weinend sah er, wie sie die alte Frau in den Sarg legten, hinaus auf den Friedhof trugen und dort in die dunkle Erde versenkten. Jetzt saß er auf der Schwelle des Häuschens, eine Brotrinde, die eine Nachbarin ihm geschenkt, in der Hand; und während er mit seinen großen, ernsten Kinderaugen in den Frühlingssonnenschein hinaussah, fragte er sich, wer wohl nun seine Locken kämmen und sein Schüsselchen mit Milch füllen werde, und ob vielleicht die ferne Mutter, die ihn so lieb gehabt, wie Marianne ihm oft erzählt hatte, kommen und ihn holen werde.

Unterdessen verhandelten die Bauern eifrig mit dem Schulzen in der Wirtsstube darüber, was nun mit dem Knaben werden solle.

„Die Gemeinde wird für ihn sorgen müssen," meinte der eine.

„Warum nicht gar!" rief ein anderer. „Was geht die Gemeinde das wildfremde Kind an? Es hat ja der Marianne gar nicht zugehört!"

„Vielleicht nimmt's einer zu sich," meinte der Schulze.

„Möcht' wissen, wer?" rief der Bauer, der zuerst gesprochen, wieder. „Bei den schweren Zeiten hat jeder genug zu tun, daß er durchkommt. Und solch einen schwachen Buben, der zur Bauernarbeit nicht taugt, noch dazu!"

„Ja," meinte ein anderer, „wenn die alte Marianne etwas hinterlassen hätte! Aber die paar Mark, die, wenn's Begräbnis gezahlt ist, übrig bleiben, die sind ja nicht zu rechnen."

„Verhungern können wir den Buben aber auch nicht lassen," meinte der Schulze, seine Kappe bedenklich von einem Ohr auf das andere schiebend. „'s wird nichts übrig bleiben, als den Buben öffentlich auszubieten, ob ihn nicht doch einer nehmen will." Er trank sein Glas Bier aus und verließ die Wirtsstube.

Ein Fremder, der auch in der Wirtsstube gesessen, ging ihm nach. „Das Ausbieten von dem Buben möcht' ich der Gemeinde schon ersparen," sagte er, zum Gruß an seine Kappe fahrend.

„Wollt Ihr ihn nehmen?" fragte der Schulze überrascht.

„Wenn ich die paar Mark bekomme, welche die alte Frau hinterlassen, möcht' ich's schon versuchen."

„Die könnt Ihr haben! — Aber Ihr müßt Euch ausweisen," setzte der Schulze mit einem Blick auf das finstere, wenig Vertrauen erweckende Gesicht des Mannes hinzu.

„Ich bin vom Heideland drüben hinterm Gebirg," sagte der Mann und nannte seinen Namen. „Wenn Euch das nicht genug ist, könnte Ihr den Buben immer behalten. Meinen Taufschein trag' ich nicht in der Tasche herum."

„'s war ja nicht so gemeint," beschwichtigte der Schulze, dem plötzlich angst wurde, daß die gute Gelegenheit, den Buben loszuwerden, ungenützt vorübergehen könne. „Kommt nur, Ihr könnt den Buben gleich mit Euch nehmen."

Verwundert blickte Friedel auf, als der Schulze ihm sagte,

der fremde Mann, der so finster dreinschaute und keinen freundlichen Blick für ihn hatte, werde von nun an für ihn sorgen. Er preßte die kleinen Hände angstvoll zusammen, aber er wagte nichts dagegen zu sagen. Gehorsam packte er seine wenigen Habseligkeiten zusammen und folgte dem Manne zum Wirtshaus hin. Dort hob ihn dieser auf den Wagen, mit dem er gekommen war, und fort ging es aus dem bekannten, lieben Dörfchen der Fremde zu.

Mitten auf der Heide stand eine einsame Feldschmiede. Vor dem Hause lagen Haufen von ausgebrannten Kohlenschlacken; in der offenen Schmiede sah alles schwarz, schmutzig und vernachlässigt aus. An das Haus schloß sich ein schlecht gepflegter Garten mit eingefallenem Zaun; dahinter breitete sich die weite, baumlose, dürre Heide aus, hier und da von breit ausgefahrenen Sandwegen oder schwarzen Moorstrichen unterbrochen.

Das war die neue Heimat, in welche der kleine Friedel kam. Hier hauste der Schmied mit einer alten, halb tauben Frau, die ihm die Wirtschaft führte.

Die Fuhrleute, die vom Gebirge her über die Heide kamen, hielten bei ihm an und ließen ihre Pferde beschlagen, und die Leute aus den einzelnen Heidedörfern brachten ihre Gerätschaften hierher zum Ausbessern.

Friedel bekam ein ärmliches Kämmerchen mit einem alten Strohsack darin zum Lager angewiesen. Er mußte der alten Frau zur Hand gehen, Wasser aus dem Ziehbrunnen schöpfen, Gemüse putzen, den Garten rein halten. Das waren Arbeiten, die nicht über seine Kräfte gingen; mußte er aber stundenlang den Blasebalg ziehen oder Eisenstangen ins Feuer halten, dann war er oft so erschöpft, daß er sich, um wieder zu Atem zu kommen, eine Weile bleich und keuchend an die Wand lehnen mußte.

Nie aber kam eine Klage über seine Lippen. Willig und geduldig tat er, was man ihm auftrug; ja, er hätte gerne noch mehr getan, wenn ihm nur einmal ein freundlicher Blick, ein anerkennendes Wort dafür zuteil geworden wäre. Die alte, taube Frau aber war zu stumpf und teilnahmslos dazu, und wenn der Schmied mit dem Knaben sprach, so war es nur, um ihm vorzuwerfen, daß er das Brot nicht verdiene, das er esse, und daß er selbst ein Narr gewesen, sich einen Buben auf den Hals zu laden, der zu keiner rechten Arbeit zu brauchen sei.

Und doch gab es auch für Friedel glückliche Stunden. Am Sonntag oder zuweilen in der Woche, wenn der Schmied Feierabend gemacht und ins nächste Dorf ins Wirtshaus gegangen war, dann lief Friedel hinaus auf die Heide, und diese, die Fremden so öde und traurig erschien, hatte für den Knaben tausend Schönheiten. Der Himmel breitete sich so hoch und blau darüber aus, die Sonne schien warm und golden darauf. Wenn im Frühjahr der Ginster voll gelber Blüten hing, oder im Herbst, wenn das Heidekraut sich mit Millionen zarter Blütenglöckchen bedeckte, dann warf er sich mitten in die Blüten hinein und sah voll Entzücken um sich und über sich.

Für ihn war die stille Heide voller Leben. Er kannte das Nest der Heidelerche und wußte, wieviel Eier in dem Nest der Rebhenne lagen; aber er hütete sich wohl, eins davon zu berühren und den ängstlichen Vogel zu stören.

Er hätte keinem Tier ein Leid tun können. Fing er einen Schmetterling, so freute er sich an dem Anblick der buntschillernden Flügel und ließ ihn dann behutsam wieder los; dem Käfer, der auf dem Rücken im Sande lag und sich vergebens bemühte, in die Höhe zu kommen, half er mitleidig auf, und er setzte den Fuß behutsam zur Seite, um keine der schwer beladenen Ameisen, die über den Weg liefen, zu zertreten.

Die Leute, die in die einsame Schmiede kamen, um ihre Werkzeuge ausbessern zu lassen, hatten den freundlichen, sanften Knaben, der so gar nicht in die düstere Schmiede paßte, gern und schenkten ihm oft ein paar Pfennige; und von den Reisenden, die zuweilen hier anhielten, hatte Friedel schon manchmal ein größeres Geldstück bekommen.

„Daß du's gut aufhebst," hatte der Schmied jedesmal gesagt; „wenn du genug beisammen hast, kaufst du dir eine Winterjacke dafür."

Schon zum zweitenmal war es Herbst geworden, seit Friedel in der Schmiede weilte. Die Kleider, die er bisher getragen, waren abgenutzt und zerrissen.

„Morgen ist Jahrmarkt im nächsten Ort," sagte der Schmied eines Abends. „Steh beizeiten auf und geh hin. Du sollst eine warme Jacke für dein Geld kaufen; aber gib acht, daß sie dich nicht betrügen. Wenn du gut handelst, bleibt dir vielleicht noch genug für eine Kappe übrig."

Der nächste Morgen brach kalt und unfreundlich an, und der Weg, den Friedel zu machen hatte, war weit und ermüdend; aber das machte dem Knaben nichts. Er freute sich, einmal einen ganzen Tag lang sein eigener Herr zu sein. Vergnügt verzehrte er das Stück Brot, das die Haushälterin ihm zum Frühstück bot, steckte sein Geld ein und trabte davon.

Es fehlte nicht viel zur Mittagszeit, als er in dem Orte ankam. Verwundert sah er das rege Treiben, an das er so gar nicht gewöhnt war. Schüchtern wagte er sich endlich zwischen die Budenreihen und staunte die ausgebotenen Herrlichkeiten an. Da gab es Spielsachen, Leckereien, auch Kleidungsstücke im Überfluß. Friedel musterte die Jacken und Kappen, aber kaufte noch nichts; damit hatte es Zeit, bis er etwas gegessen hatte.

An einem kleinen Stande handelte er einen Wecken und

ein paar Semmeln ein; dann sah er sich nach einem ruhigen Plätzchen um, an dem er seine Schätze verzehren könne. Er verließ die lärmende Hauptstraße und bog in ein stilles Nebengäßchen ein. Zu beiden Seiten lagen Gärten und Höfe. Aus einem derselben drang lautes Geschrei und Gelächter von Knabenstimmen an sein Ohr. Neugierig trat er an den Zaun und blickte hinein. Eine Anzahl von Knaben mit langen Blasrohren standen an der einen Seite des Hofes und schossen nach einem Ziel. Was dies Ziel war, konnte Friedel nicht gleich erkennen. Er sah nur etwas Weißes am Fuße eines Baumes liegen. Plötzlich zeigte ein Jubelgeschrei, daß einer der Knaben getroffen; zugleich tönte ein klägliches Miauen von dem Baume her. Friedel schrak zusammen. Wahrhaftig, es war ein weißes Kätzchen, das die Knaben an den Baum gebunden, und an dem sie jetzt ihre Schießkünste übten.

„Schießt doch nicht auf die arme Katze!" rief Friedel. Schon aber legte wieder ein Knabe an. Da riß sich das gepeinigte Kätzchen los und lief über den Hof der Ausgangstür zu, die Knaben mit wildem Hallo hinter ihm drein. Schon hatten sie das Tierchen fast erreicht, da lief es in seiner Todesangst an Friedel in die Höhe und suchte sich an seiner Brust zu verstecken.

„Gib die Katze her!" schrie einer der Buben und streckte die Hand danach aus.

„Erst muß du mir versprechen, daß ihr nicht mehr danach schießen wollt," sagte Friedel, schützend sein Jäckchen um das zitternde Kätzchen schließend.

„Warum nicht gar! Die Katze gehört mir, ich kann damit machen, was ich will."

„Aber ihr tut der Katze ja weh; da sieh her!" Er zeigte

auf eine Stelle des weißen Fellchens, die von dem durchsickernden Blute rot gefärbt war.

„Bah, es ist ja nur eine Katze!" lachte der Knabe. „Jetzt aber her damit, wir wollen weiterspielen!"

Friedel zitterte von Kopf bis zu den Füßen. „Ich gebe dir eine Mark, wenn du mir das Kätzchen läßt."

Der Knabe horchte auf. „Für eine Mark kriegst du die Katze nicht!"

„Ich gebe dir zwei."

„Wieviel Geld hast du denn?"

Friedel öffnete das kleine Täschchen, in dem er das Geld trug.

Die Augen des Knaben funkelten vor Habgier. „Wenn du mir alles gibst, kannst du die Katze haben."

Friedel zögerte. Die Jacke, die er so nötig brauchte, fiel ihm ein.

„Wenn dir's zu viel ist, so gib nur her!" Der Knabe packte mit roher Hand das Kätzchen, das kläglich miaute.

„Ich kann mein altes Jäckchen schon noch einen Winter tragen," sagte Friedel entschlossen; dann schüttelte er das Geld in die Hand des Knaben. Mit übermütigem Geschrei rannte dieser mit seinen Genossen dem Jahrmarkt zu, das so unerwartet erhaltene Geld dort zu verjubeln. Friedel drückte sein Kätzchen zärtlich an sich und verließ die Gassen des Orts, um sich auf den Heimweg zu machen.

An einem kleinen Bache setzte er sich nieder. Sorgfältig wusch er dem Kätzchen die Wunde aus, tränkte es mit Wasser und hielt ihm Semmelbröckchen hin, die es begierig fraß. Er selbst aß und trank auch und setzte dann seinen Weg fort. Erst jetzt fiel es ihm schwer aufs Herz, was wohl der Schmied sagen würde, wenn er ohne Jacke nach Hause käme. „Es war mein

Geld, und ich will ja gewiß keine andere Jacke haben," tröstete er sich; je näher er aber der Schmiede kam, desto langsamer wurden seine Schritte, und desto banger wurde ihm ums Herz.

„Nun, kommst du endlich? Wo hast du die Jacke?" rief der Schmied ihm schon von weitem entgegen.

„Ich habe keine Jacke gekauft," sagte Friedel schüchtern.

„Keine Jacke gekauft? Was hast du denn mit deinem Gelde gemacht?"

„Ich habe dies Kätzchen dafür gekauft." Er schlug die Jacke auseinander und ließ den Schmied das Tierchen sehen.

„Die Katze da? Für die hast du dein Geld gegeben?"

„Ja; die Buben schossen nach ihr; sie blutete schon. — Ich will gern meine alte Jacke den ganzen Winter hindurch tragen."

Bis jetzt hatte der Schmied gewaltsam an sich gehalten, weil er immer noch glaubte, den Knaben falsch verstanden zu haben; jetzt aber brach seine Wut in doppeltem Maße hervor. „O du elender Bub, du nichtsnutziger Tagedieb, geh mir aus den Augen und laß dich nie wieder bei mir blicken!"

„Aber wo soll ich hingehen?" fragte der Knabe zitternd.

„Laß ihn wenigstens heut Nacht noch hier schlafen," bat die Haushälterin, welche der Lärm herbeigelockt.

„Nicht eine Stunde dulde ich ihn länger unter meinem Dache! — Hast du nicht gehört? Fort mit dir!" Er griff drohend nach einer Eisenstange hinter sich; Friedel flüchtete erschrocken. Ohne sich umzusehen, lief und lief er, bis seine Kräfte ihn verließen. Da stand er nun auf der weiten Heide, über die der Herbstwind kalt und schneidend blies, das Kätzchen auf dem Arm, mutterseelenallein. Ein paar große Tränen liefen ihm über die Backen, er drückte sein Gesicht in das weiche Fell des Kätzchens, dann schritt er mit müden Füßen weiter. Die Nacht

kam, ohne daß er ein Unterkommen gefunden hätte. Zuweilen kauerte er sich hinter einem Wacholderstrauch nieder, aber die Kälte trieb ihn immer von neuem auf.

Als der Morgen anbrach, kam er in eins der zerstreut liegenden Heidedörfer. Er war todmüde und fast erstarrt; auch das Kätzchen an seiner Brust wimmerte leise. „Du armes Tierchen," sagte er mitleidig, „warte nur, du sollst schon etwas zu trinken bekommen!" Schüchtern trat er in eine der Hütten. „Könnt ihr mir nicht einen Schluck Milch für mein Kätzchen geben?" Eine alte Frau reichte ihm ein Schüsselchen mit Milch hin; die Dämmerung ließ sie das bleiche, erschöpfte Gesicht des Knaben nicht sehen, sonst hätte sie wohl auch ihm einen Trunk geboten. Er wartete, bis das Kätzchen den letzten Tropfen ausgeleckt, dann schritt er langsam weiter.

Seine müden Füße versanken in dem Sand des Weges. Immer langsamer und taumelnder wurde sein Schritt. Vor seinen Augen flirrte es, und in seinen Ohren begann es zu brausen. Noch ein Stück schleppte er sich vorwärts, dann setzte er sich an den Rand des Grabens, der sich zur Seite des Weges hinzog. In seinem Kopfe drehte es sich schwindelnd.

„Mutter, liebe Mutter, hole mich zu dir!" flüsterte er leise; dann vergingen ihm die Sinne.

Wie lange er so gelegen haben mochte, wußte er nicht. Als er erwachte, befand er sich in einem freundlichen Zimmer. Die Sonne schien hell und warm auf die weißen Kissen, in denen er lag. Neben dem Bett auf einem Tischchen stand ein Glas mit Herbstblumen, und dort am Fenster stand eine Frau. Wie war ihm nur! Hatte er denn dies sanfte, zärtliche Antlitz nicht schon gesehen?

Er machte eine Bewegung, um sich aufzurichten. Die Frau am Fenster blickte hastig zu ihm hin. „Friedel, mein lieber,

teurer Friedel, du lebst, du bist wach? O, Gott sei gepriesen!" Sie eilte zu seinem Bett und beugte sich zärtlich über ihn.

„Bin ich im Himmel, und bist du meine Mutter?" fragte Friedel leise.

„Im Himmel bist du nicht; aber deine Mutter bin ich, du mein liebes, süßes Kind! Ich bin von Amerika gekommen, dich zu holen, aber ich konnte dich nicht finden. Mutter Marianne und der Schulze waren tot; von den anderen Leuten im Dorfe wußte mir niemand zu sagen, wohin du gekommen. Gott führte mich in diese Gegend; aber ich wäre an dir vorbeigefahren, als du hilflos am Wege lagst, ohne das Kätzchen hier."

Sie hob das Tierchen, das schmeichelnd und schnurrend sich an ihrem Kleide rieb, als verstände es, was sie sage, zu Friedel auf, der es zärtlich an sich drückte.

„Es saß am Wege und schrie so kläglich, daß ich den Wagen halten ließ, um zu sehen, was ihm fehle. Da fand ich dich. Beim ersten Blick in dein Gesicht erkannte ich dich; und hätte ich noch gezweifelt, so hätten die Münze an deinem Halse und hier die Narbe unter deinem Haar es mir gesagt, daß du mein verlorenes, so schmerzlich gesuchtes Kind bist. — Nun aber soll nichts mehr uns scheiden. Ich nehme dich mit mir nach Amerika. Gott hat uns gesegnet und uns Glück und Wohlstand gegeben. Ich bringe dich zu deinem Vater; du hast einen Bruder und eine Schwester, die dich mit Sehnsucht erwarten."

Dem armen, so lange verlassenen Knaben traten die Tränen in die Augen. „Vater, Mutter, Bruder und Schwester," flüsterte er leise; „o liebe Mutter, sag mir, ob ich nicht doch im Himmel bin!"

Beim grauen Männchen im Schloßberg.

Da war einmal ein kleines Bübchen, das hatte blonde, flatternde Locken und ein rundes, rosiges Gesichtchen, aus dem ein Paar blaue Augen gar hell und fröhlich in die Welt blickten.

Das Bübchen hieß Hans, aber seine Mutter nannte es gewöhnlich Herzenstrost, denn sie meinte, man brauche ihm nur in das liebe Gesicht und die freundlichen Augen zu sehen, um Trost für alle Sorgen zu finden.

Sie hatte aber solch einen Herzenstrost auch nötig, denn ihr Mann, Hänschens Vater, hatte sich nicht lange an seinem kleinen Jungen erfreuen können, sondern war gestorben, als Hänschen kaum fest auf seinen dicken Beinen stehen konnte.

Hänschens Mutter hatte er nichts hinterlassen als das Häuschen am Waldesrand mit dem kleinen Ackerland daneben, aber sie war eine gar fleißige und geschickte Frau, die vom Morgen bis zum Abend nähte und spann.

Die Leute im Dorfe hatten immer Arbeit für sie, ja, und für ihr Hänschen, das jetzt beinahe sechs Jahre alt war, fand sich auch schon allerlei Verwendung. Wenn die Müllerin, die auf dem Hügel dicht bei dem Häuschen der Mutter wohnte, in die Stadt gehen wollte und niemand hatte, der bei ihrem Kindchen blieb, das noch in der Wiege lag, dann holte sie unsern Hans, und der wiegte, pflegte und fütterte es und spielte

so lustig mit ihm, daß es gar nicht dazu kam, unartig zu sein, obschon es sonst nicht eben zu den bravsten Kindern gehörte; und wenn die Bäuerin, die auf der andern Seite des Häuschens wohnte, mit ihren Leuten auf dem Felde zu tun und nicht Zeit hatte, sich um den alten Großvater zu bekümmern, dann rief sie Hans zu ihm, und Hans brachte ihm den Kaffee und stopfte ihm die Pfeife und sorgte so treulich für ihn, daß der alte Mann ganz vergnügt ward und seine Schwiegertochter, wenn sie vom Feld kam, ohne Brummen empfing, was etwas ganz Ungewohntes für sie war.

Dafür ließen die Nachbarinnen unsern Hans auch nicht leer nach Hause gehen; die eine steckte ihm die Taschen voll Äpfel und Birnen, die andere gab ihm ein paar Eier oder gar ein Säckchen Mehl für die Mutter mit, so daß er stolz wie ein König mit seinen Schätzen nach Hause kam.

Aber auch sonst wußte Hans sich nützlich zu machen, so klein er war. Im Winter spannte er sich vor seinen Schlitten und holte aus dem Walde dürres Holz für die Mutter, soviel sie nur immer brauchte, und im Sommer sammelte er Beeren und Blumen und trug sie in die Stadt, und die Leute kauften dem kleinen Jungen, der sie so freundlich aus seinen blauen Augen ansah, gern ab, was er hatte.

So lebten Hans und seine Mutter glücklich und zufrieden mit einander und brauchten keine Not zu leiden, ja es blieben ihnen manchmal noch ein paar Pfennige übrig; die steckte die Mutter dann in einen alten Strumpf, den sie sorgfältig aufhob.

In diesem Winter aber war es ihnen nicht so gut gegangen. Erst war Hänschen krank geworden. Die Mutter hatte ihn gepflegt und hatte deshalb nur wenig verdienen können, und dann ward die Mutter krank und konnte gar nichts mehr erwerben. Ein Sparpfennig nach dem andern

mußte hervorgeholt werden, so daß der Strumpf schon ganz dünn geworden war. Jetzt war der Frühling da, aber mit der Mutter wollte es noch immer nicht besser werden.

Hänschen besorgte den kleinen Haushalt, so gut er konnte, sehr gut aber war das gerade nicht; und wenn er sich selbst auch nicht viel daraus machte, wenn die Mehlsuppe einmal zu dick geraten oder ihm sonst ein Unglück damit geschehen war, der Mutter hätte er gar zu gern etwas Besseres geboten.

Heute war die Mutter besonders matt gewesen, von der Suppe aber hatte sie nur gekostet. Sie hatte wohl gesagt, die Suppe sei ganz gut, es fehle ihr nur an Appetit, aber Hänschen wußte, daß ihm die Suppe angebrannt war, und daß diese deshalb der kranken Mutter nicht schmecken konnte.

Als er ganz betrübt darüber dasaß, fiel ihm plötzlich etwas ein. „Vielleicht sind die Erdbeeren schon reif, Mütterchen!“ rief er und lief mit seinem Körbchen in den Wald hinaus. Es war noch früh im Jahre, und an den Stellen, wo er sonst die ersten Erdbeeren fand, waren diese noch hart und grün. Er lief aber immer weiter, bis er zu dem Schloßberge kam, dessen Gipfel mit grauem Gemäuer bedeckt war. Um seinen Fuß zog sich eine kleine Lichtung hin, und dort unter den Ranken, welche die alten Baumstümpfe umwucherten, blickte es ihm rot von Erdbeeren entgegen.

Voll Freude sammelte er die duftenden Früchte in sein Körbchen, bis es voll war, dann setzte er sich auf einen Baumstumpf, um ein wenig auszuruhen.

Da hörte er es in den Büschen vor sich rascheln, und als er aufsah, erblickte er einen kleinen, grauen Mann, der langsam auf ihn zukam. Aus dem Dorfe konnte das Männlein nicht sein, das sah Hans gleich. Er war in einen grauen, faltigen Mantel mit breitem Kragen gehüllt; von seinem Gürtel

hing ein großes Schlüsselbund herab, und sein Gesicht, um das langes, dünnes Haar hing, war so grau und faltig wie der Mantel, den es trug.

Es hatte den Blick zur Erde gesenkt und sah so bekümmert und sorgenvoll aus, daß Hans mit seinem warmen, kleinen Herzen es gern getröstet hätte. Er stand auf und ging leise auf es zu.

„Du findest wohl gar keine Erdbeeren?“ fragte er.

Das Männchen fuhr überrascht auf; als es aber den kleinen Buben mit seinen freundlichen Augen vor sich sah, da flog es wie ein Sonnenstrahl über sein faltiges, graues Gesicht.

„Nein,“ sagte es, „ich habe keine Erdbeeren gefunden. Willst du mir vielleicht deine geben?“

Hänschen erschrak; die waren ja für seine Mutter! „Nein,“ sagte es hastig, „die muß ich meiner Mutter bringen. Sie ist krank, weißt du,“ setzte es zutraulich hinzu, „und die Suppe, die ich koche, schmeckt ihr nicht immer, und heute war sie noch dazu angebrannt; aber wenn du willst, trage ich die Erdbeeren schnell nach Hause und suche dann andere und bringe sie dir. Du brauchst mir nur zu sagen, wo du wohnst.“

„Ich wohne dort oben,“ sagte das Männchen, auf den Schloßberg deutend, „und wenn du mir die Beeren bringen willst, so ist mir's wohl recht; ich habe lange keine gegessen. Du brauchst nur den Weg hier emporzusteigen. Oben wirst du einen alten, verdorrten Lindenbaum sehen; bei dem ist meine Tür. Komm nur unbesorgt herein, ich werde dich erwarten.“

Hans nickte und bückte sich, um ein Huflattichblatt zu pflücken, das er auf seinen Korb decken wollte. Als er wieder aufsah, war das Männchen verschwunden.

Er machte sich keine Sorge darum, wo es geblieben, sondern lief, so schnell er konnte, nach Hause.

Dort fand er seine Mutter schlafend; er schüttete die Erdbeeren in ein Schüsselchen, stellte es an ihr Bett, so daß sie es gleich sehen mußte, wenn sie erwachte, und lief dann eilig zu der kleinen Lichtung am Schloßberge zurück. Bald hatte er sein Körbchen wieder gefüllt und stieg nun den Pfad zu dem alten Schloß empor.

Er war noch nie oben gewesen, denn die Leute im Dorfe erzählten sich allerlei unheimliche Dinge von dem alten Schlosse, das einst hier gestanden. Der Herr desselben sollte ein harter, grausamer Mensch gewesen sein, der die Wanderer, die am Schloßberge vorüberzogen, überfiel und mit sich schleppte, um sie so lange zu quälen, bis sie sich durch schweres Lösegeld loskauften, oder, wenn sie dies nicht konnten, bis sie in seinen schrecklichen Gefängnissen verschmachteten.

Lange hatte Gott ihn gewähren lassen; als er aber eines Tages seine ruchlose Hand auch nach einem Priester ausstreckte, der einem Kranken die letzte Tröstung brachte, da ließ Gott das Schloß mit dem Ritter und allen, die sein gottloses Leben geteilt hatten, in den Berg versinken.

Nur von dem treuen Kastellan, der seinen Herrn oft gewarnt und zum Guten ermahnt hatte, erzählte man sich, er dürfe alle hundert Jahre einmal auf die Erde, um sich nach jemand umzusehen, der seinen Herrn erlöse.

Hans hatte sich nie viel um die alten Geschichten gekümmert, aber es wollte ihm doch etwas bange werden, als er nun ganz allein auf dem Berge stand; auch kam es ihm sonderbar vor, daß jemand hier oben unter dem alten Trümmerwerke wohnen sollte. Auf den verfallenen Mauern lagen Eidechsen und sonnten sich; zwischen den grauen Steinen wucherten wilde Kräuter und dufteten im Sonnenschein; große Libellen schwirrten darüber hin; sonst war alles still um ihn her.

Von einer menschlichen Behausung war nirgends etwas zu erblicken. Gerade in der Mitte des alten Schloßhofes aber stand der dürre Lindenbaum, von dem das Männchen ihm gesagt hatte.

Mutig schritt Hänschen auf ihn zu. Eine Tür sah er freilich dort nicht, wohl aber eine kreisrunde Öffnung, die mitten in den Berg hineinzuführen schien.

Wenn das die Tür sein sollte, wie konnte er da hineingelangen? Da sah er ein Seil, das mit dem einen Ende an den Lindenbaum geknüpft war, während das andere in die Öffnung hineinhing. Das sah ja gerade so aus, als habe jemand das Seil für ihn angebunden.

Er blickte eine Weile unschlüssig darauf hin, dann aber faßte er sich ein Herz. Das Männchen hatte so bestimmt gesagt, daß hier die Tür sei; gewiß wartete es schon auf ihn. Er knüpfte sich das untere Ende des Seiles ein paarmal um den Leib und hing das Körbchen mit den Beeren über den Arm, dann hielt er sich mit den beiden Händen an dem oberen Teile des Seiles fest und begann sich hinunterzulassen.

Das Seil glitt ihm durch die Hände, schneller und immer schneller, und mit einem Male stand er auf einem Herde in einem altertümlichen, kleinen Gemache.

„O, da bist du ja schon!“ begrüßte ihn das Männchen, das an einem ganz mit Büchern bedeckten Tische gesessen hatte und jetzt auf ihn zukam. „Das ist recht, daß du Wort gehalten hast.“

„Hör,“ sagte das Bübchen und sah sich, noch ganz verwirrt von der eiligen Niederfahrt, um, „das ist aber eine unbequeme Tür, hast du keine andere?“

„Ich gehe wenig aus,“ sagte das Männchen und nahm

dem Knaben die Beeren ab, „alle hundert Jahre einmal; da kommt's nicht so sehr darauf an, ob die Tür bequem ist."

Alle hundert Jahre einmal! Hänschen ward ganz beklommen zumute. Am Ende war er gar in dem verzauberten Schlosse, und das graue Männchen mit dem Schlüsselbund an der Seite, das war der Kastellan, von dem die Leute erzählten.

„Ist es dir nicht zu einsam, so ganz allein hier unten?" fragte er nach einer Weile schüchtern.

„Sehr unterhaltend ist es freilich nicht," sagte das Männchen seufzend, „aber ganz allein wohne ich nicht hier. Vielleicht willst du dich ein wenig bei mir umsehen?" Er nahm den Knaben an der Hand und trat mit ihm auf die Wand zu. Sie tat sich auseinander, und ein langer, schmaler Gang, nur schwach von einer Ampel beleuchtet, lag vor ihnen; dann kamen andere Gänge, Treppen führten hinauf und hinunter, sie schritten durch Zimmer und Kammern mit bunten Fenstern und seltsamem Hausrat; endlich kamen sie in einen weiten, hohen Saal. Dieser war angefüllt mit Knappen und Dienern und gewappneten Leuten; in ihrer Mitte an einem kleinen Tische saß ein Ritter in seiner Rüstung, das bleiche Antlitz tief auf die Brust geneigt.

Sie schienen alle zu schlafen, plötzlich aber fuhr es wie ein Schauer durch sie hin. Die Züge verzerrten sich, und mit angstvoll aufgerissenen Augen sahen sie nach einer Stelle des Saals, von der dumpfes Gestöhn und Geschrei herüberdrang.

„Was sehen sie denn dort so Schreckliches?" fragte Hänschen, sich fest an die Hand seines Begleiters klammernd.

Dieser seufzte schwer auf. „Sie sehen die armen Menschen, die sie bei Lebzeiten gepeinigt und gemartert haben; die erscheinen ihnen immer wieder und lassen sie keine Ruhe finden. Aber komm, das ist nichts für dich."

Hänschens Herz quoll von Mitleid über. „Können sie denn nie erlöst werden?“ fragte er, während sie sich zur Rückkehr wandten.

„Das können sie wohl,“ sagte das Männchen, „sie haben ihr Leben lang anderen Böses zugefügt; wenn sich nun jemand fände, der immer nur daran dächte, anderen Freude zu bringen, und der keinen ungetröstet im Elend lassen könnte, selbst wenn es ein armer Missetäter wäre und er wüßte, daß es ihm sein eigenes Leben kostete, dann würden die armen Seelen erlöst und könnten zur Ruhe eingehen, und der dürre Lindenbaum auf dem Berge würde von neuem Blätter und Blüten treiben. — Bis jetzt hat sich aber noch niemand dazu gefunden,“ setzte er trübe hinzu.

Schweigend schritten sie über die Höfe und Treppen, durch Zimmer und Gänge wieder dem Gemache des grauen Männchens zu.

„Du mußt nun zu deiner Mutter zurückkehren,“ sagte dieses dort zu dem Knaben, „erst aber sollst du dir ein Andenken unter meinen Sachen aussuchen.“

Neugierig sah der Knabe zu, wie das Männchen allerlei seltsamen Kram aus Fächern und Truhen herausnahm und vor ihm ausbreitete.

„Es hat sich so mancherlei hier aufgehäuft,“ sagte es. „Da ist zum Beispiel ein Mützchen; wenn du das aufsetzest, so kann niemand dich sehen, weil du unsichtbar bist. Und da ist eine Wünschelrute, die zeigt dir, wo ein Schatz in der Erde verborgen ist. Da ist eine Flöte, solange du auf der bläst, muß jeder tun, was du willst; und da ist ein Mantel, wenn du den umnimmst, so trägt er dich an jeden Ort, an den du dich hinwünschest, und das hier“ — er zog ein kleines kristallenes Fläschchen hervor — „das ist ein Wasser, das gegen fremden

Kummer hilft. Wenn man davon jemand heimlich einen Tropfen in die Speise oder den Trank mischt, so vergißt er all sein Leid und wird fröhlich und getrost."

Die Augen des Knaben glänzten. „Gib mir das Fläschchen," sagte er bittend.

„Willst du nicht lieber die Wünschelrute oder die Wunderflöte?"

„Nein, nein, gib mir das Wasser, das fremden Kummer stillt," bat der Knabe.

Da flog ein wunderbares Leuchten über das verwitterte Gesicht des Männchens. „So nimm das Fläschchen," sagte es, „und gebrauche es gut! Achte aber wohl darauf, daß du es nie ganz leerst. Gibst du den letzten Tropfen weg, so kostet es dich dein Leben."

Er hängte dem Knaben das Fläschchen an einer Schnur um den Hals. Leise fuhr er ihm dann über Stirn und Haar. Da ward der Knabe plötzlich so müde, daß ihm die Augen zufielen und er sanft einschlief.

Als er erwachte, lag er wieder unter dem abgestorbenen Lindenbaum. Um ihn herum dufteten die Kräuter, die Libellen flogen schwirrend von Blüte zu Blüte, und von dem nächsten Steine sah eine Eidechse mit klugen Augen zu ihm herüber.

Hans sprang auf und sah sich um. Von der Öffnung, durch die er in den Berg gekommen, war nichts mehr zu erblicken; dichtes Rankenwerk wucherte an der Stelle.

Hatte er geträumt? Da fühlte er etwas Hartes unter seinem Jäckchen. Er zog es hervor; es war das Fläschchen. Sorglich verbarg er es wieder auf seiner Brust, dann lief er, so schnell er konnte, zu seiner Mutter.

Sie war eben erst aufgewacht, aber sie sah bekümmert und sorgenvoll aus. „Ach, Herzenskind," klagte sie, „was soll aus

uns werden, wenn ich nicht bald wieder zu Kräften komme und arbeiten kann?"

Vergebens suchte Hans sie zu trösten. „Warte nur, Mütterchen," rief er endlich, „jetzt koche ich dir ein gutes Süppchen, dann wird dir gleich besser zumute werden!"

Als er aber die Suppe für sie auf den Teller goß, da schüttete er heimlich einen Tropfen aus seinem Fläschchen hinein.

Der Mutter bekümmertes Gesicht hellte sich auf, während sie aß. „Ach, Kind, wie hat mich das erquickt!" sagte sie, als sie gegessen hatte. „Mir ist, als würde ich nun ganz gesund werden; ich will auch nicht mehr klagen, sondern dem lieben Gott danken, daß er mir dich, meinen Herzenstrost, gegeben hat."

Aber nicht nur die Mutter, die bald wieder so gesund wie früher war, nannte Hans ihren Herzenstrost, auch bei den Leuten im Dorfe hieß er so. Wo immer jemand krank oder in Kummer und Leid war, da kam er und goß einen Tropfen aus seinem Fläschchen in den Becher des Armen, so daß dessen Herz wieder froh und leicht schlug.

Die Leute aber, die von dem Fläschchen nichts wußten, meinten, es seien des Knaben gute Augen und seine mitleidigen Worte, die ihnen Trost gebracht.

* *
*

Zehn Jahre waren vergangen, Hans war zu einem großen, schlanken Knaben herangewachsen, aber sein Antlitz blickte noch ebenso freundlich unter den blonden Locken hervor wie zu der Zeit, da er noch ein kleines Bübchen war.

Es war zur Herbstzeit, als er eines Tages in den Wald ging, um ein heilkräftiges Kraut zu suchen; denn der Sohn

der Müllerin, den er oft gehütet, als er noch als kleines Kind in der Wiege lag, hatte sich den Arm durch einen Fall arg zerschlagen, und Hans wollte ihm die Blätter auf die Wunde legen.

Er mußte lange nach dem Kraute suchen; als er es endlich gefunden hatte, legte er sich unter einen Baum, um auszuruhen.

Da hörte er, wie es plötzlich laut ward in dem stillen Walde um ihn herum; Hifthörner erklangen, Hundegebell und lauter Zuruf schallten durch die Büsche. Es fiel ihm ein, daß er im Dorfe gehört, der König des Landes wolle in die Gegend kommen und hier mit seinem Gefolge jagen.

Lauschend blieb er liegen, bis sich der Jagdlärm allmählich wieder in der Ferne verlor. Als er nun aber aufstand, um den Heimweg anzutreten, teilten sich die Büsche vor ihm, und ein stattlicher Jäger trat hervor. Ein grüner, reich mit Gold gestickter Rock umschloß seine hohe Gestalt, an dem Gürtel trug er ein mit köstlichen Edelsteinen besetztes Jagdmesser, und um das Barett auf seinem Haupte schlang sich ein goldener Reifen. Das Antlitz aber, das unter dem Goldreifen hervorblickte, war blaß und traurig.

„Kannst du mir eine Quelle zeigen?“ fragte der Fremde. „Ich vergehe vor Durst.“

Freudig lief der Knabe durch die Büsche voran bis zu dem Rande einer kleinen Schlucht, auf deren Grunde eine helle Quelle sprudelte.

Der Fremde reichte ihm seinen Becher, damit er ihn für ihn fülle. Hans kletterte behende in die Schlucht hinab. Als er aber zurückblickte und sah, wie der Fremde sich auf einen Stein gesetzt hatte und, das Haupt in die Hand gestützt, traurig vor sich hinblickte, da überkam ihn heißes Mitleid, und nach-

dem er den Becher gefüllt, goß er heimlich einen Tropfen aus seinem Fläschchen hinein.

Der Fremde leerte den Becher mit durstigem Zuge. „Ach, das hat wohl getan!“ sagte er, und sein eben noch so trübes Gesicht ward hell und froh. „Ich glaube, es sind deine freundlichen Augen, die mir die Last vom Herzen nehmen. Ich bin der König dieses Landes; willst du mit mir ziehen in mein Königsschloß, so will ich dich halten wie mein Kind.“

„Meine Mutter wird mich nicht von sich lassen,“ stammelte der Knabe.

„Führe mich zu ihr, ich will mit ihr sprechen,“ sagte der König, und der Knabe führte ihn zu dem Häuschen seiner Mutter. Die erschrak wohl, als sie hörte, daß der König ihren Herzenstrost haben wollte, aber sie dachte, es könne zu seinem Glücke sein, und hieß ihn deshalb mit dem Könige gehen. Der König aber beschenkte sie reich, damit sie keine Not zu leiden brauche, während ihr Sohn fort sei.

So kam Herzenstrost in das Königsschloß in der großen Stadt. Er staunte nicht wenig, als er die Säle voll Gold- und Silbergeräte, voll köstlicher Spiegel und Gemälde sah; er schlief in einem seidenen Bette und aß von goldenem Teller und hätte sich kein schöneres Leben wünschen können, wenn nur der König nicht gar so traurig gewesen wäre.

Dem König aber war vor Jahresfrist seine herzliebe Frau gestorben, und kurze Zeit darauf hatte ihm der Tod auch seinen einzigen Sohn genommen. Seines Bruders Sohn aber, der nun Thronfolger war, hatte ein böses Herz, und während er dem Könige gegenüber gleißnerische Freundlichkeit heuchelte, suchte er ihm hinter dem Rücken die Herzen seiner Untertanen abwendig zu machen.

Das zehrte am Leben des Königs. Wenn er aber einmal

gar zu traurig war, dann schüttete ihm Herzenstrost einen Tropfen aus seinem Fläschchen in den Becher, so daß er sein Herzeleid für ein Weilchen vergaß.

Der König gewann den Knaben so lieb, daß er ihn Tag und Nacht nicht von sich ließ. Die Kammerherren aber und vor allem den Thronfolger verdroß es über die Maßen, daß der König den fremden Knaben lieber hatte als sie, und sie taten alles, um ihn aus der Gunst des Königs zu verdrängen. Dieser aber glaubte den guten Augen seines Lieblings mehr als den Anschuldigungen der Höflinge und hatte ihn nur um so lieber, je mehr diese ihn anfeindeten.

Nach einiger Zeit ward der König sehr krank. Die Ärzte kamen alle Tage, aber ihre Mittel konnten dem Kranken nicht helfen. Herzenstrost wich Tag und Nacht nicht von ihm, und der König ließ sich von niemand anderem etwas reichen als von ihm.

„Du mußt nicht weinen um mich," sagte er, als er fühlte, daß es zu Ende mit ihm ging und Herzenstrost schluchzend an seinem Bette saß. „Ich gehe jetzt zu meiner Frau und zu meinem Sohne, und alles Leid hat ein Ende."

Dann zog er einen kostbaren Ring vom Finger und steckte ihn dem Knaben an, damit er ihn zum Andenken an ihn trage.

„So," sagte er hierauf, „nun fülle mir den Becher noch einmal, wie du es so oft getan, dann will ich schlafen."

Als Herzenstrost aber einen Tropfen seines Fläschchens in den Becher schütten wollte, da zitterte seine Hand so, daß er den ganzen Inhalt vergoß und nur ein Tropfen in dem Fläschchen blieb.

Als der König getrunken hatte, da zog ein seliges Lächeln über sein blasses Antlitz. „Habe Dank," lispelte er dem Kna-

ben zu. Dann schlossen sich seine Augen, und Herzenstrost fühlte, wie die Hand, die in der seinen ruhte, erkaltete.

Sein Klagegeschrei rief die Diener an das Bett, und als sie sahen, daß der König tot war, holten sie den Thronfolger und alle Räte herbei.

Der Thronfolger frohlockte innerlich, daß er nun König sei, aber er verbarg seine Freude und fragte streng, was den schnellen Tod des Königs herbeigeführt habe.

Da trat einer der Diener auf und sagte, er habe gesehen, daß Herzenstrost dem Könige heimlich etwas in den Becher gegossen habe, ehe dieser gestorben sei, und zwei andere Diener bezeugten, daß sie schon früher gesehen, wie er dem Könige etwas in den Trank gemischt habe.

Der Knabe hob seine Hände auf, um seine Unschuld zu beteuern; da sahen sie den Ring des Königs an seinem Finger und sagten, nun sei es klar, daß er den König vergiftet habe, um dessen Kostbarkeiten an sich zu bringen, und der Thronfolger befahl, daß man ihn in das Gefängnis werfe.

Da lag nun der arme Herzenstrost und meinte, es sei um ihn geschehen, denn er wußte wohl, daß der neue König froh war, eine so schwere Anklage gegen ihn zu haben.

Der Wärter aber, der Herzenstrost zu bewachen hatte, fühlte Mitleid mit ihm, denn als sein Töchterchen krank lag, war Herzenstrost alle Tage gekommen und hatte es getröstet und freundlich mit ihm gespielt. Und so kam er in der Nacht und weckte Herzenstrost und führte ihn an den schlafenden Wärtern vorbei zu einem kleinen Türchen in der Schloßmauer. Dort drückte er ihm ein Bündel mit Lebensmitteln in die Hand. „Das schickt dir mein Töchterchen," sagte er, „und nun lauf, wenn dir dein Leben lieb ist."

Das ließ sich Herzenstrost nicht zweimal sagen. Er lief

und lief die ganze Nacht hindurch, und als der Morgen kam, da hatte er die Stadt und das Königsschloß weit hinter sich.

Im dichten Walde ruhte er aus; dann schritt er rüstig weiter. Anfänglich war ihm wohl traurig zumute, wenn er an den toten König dachte und daran, wie übel es ihm selbst ergangen war; je weiter er aber kam, desto freier und leichter fühlte er sich, und endlich jubelte und sang er um die Wette mit den Lerchen, die über ihm sangen.

Sein Weg führte ihn an dem Schloßberge vorbei. Da fiel es ihm ein, hinaufzusteigen und Umschau zu halten, ob vielleicht etwas von dem grauen Männchen zu sehen sei.

Oben war alles wie damals. Auf den verfallenen Mauern lagen die Eidechsen und sonnten sich, die wilden Kräuter dufteten, und nichts ließ sich hören als das leise Schwirren der Libellen, die von Blüte zu Blüte flogen. Der Lindenbaum stand so dürr und tot wie früher da, aber von einer Öffnung in den Berg war nichts zu sehen, wie eifrig Herzenstrost auch danach forschte.

Das Wandern in der Sonne hatte ihn müde gemacht; er warf sich in das hohe Gras, und ohne daß er selbst es wollte, schlief er ein.

Da weckte ihn plötzlich wüster Lärm. Ein Trupp Kriegsknechte zog den Berg herauf. In ihrer Mitte führten sie einen Karren mit sich, auf dem ein gefangener Mann lag. Er war an Händen und Füßen gebunden, und das Blut lief ihm über das Gesicht; aber niemand kümmerte sich um seine Leiden, denn er war ein Missetäter, der einen Menschen im Raufhandel erschlagen hatte und nun in die Stadt gebracht ward, um dort gerichtet zu werden.

In der Nähe des Knaben hielt der Zug. Die Kriegsknechte warfen sich auf den Boden und fingen an zu essen und zu

Beim grauen Männchen im Schloßberg.

trinken. Der Gefangene bat und jammerte um einen Tropfen Wasser, aber sie lachten nur zu seinem Flehen.

Da kam ein großes Erbarmen in das Herz des Knaben. Er lief den Berg ein Stück abwärts bis zu einer Quelle und füllte das Trinkbecherchen, das er bei sich trug, mit dem kühlen Wasser. Gern hätte er einen Tropfen aus seinem Fläschchen hinzugegossen, aber es war nur noch ein einziger Tropfen darin, und den durfte er ja nicht hergeben, wenn es ihm nicht das Leben kosten sollte.

Als er aber jetzt vor dem Gebundenen stand und in sein angstverzerrtes Antlitz blickte und hörte, wie er um Erbarmen stöhnte, da erzitterte ihm das Herz vor Mitleid, so daß er vergaß, in welche Gefahr er sich selbst stürzte. Mit einem leisen „In Gottes Namen!" goß er den letzten Tropfen aus seinem Fläschchen in den Becher des Unglücklichen. In demselben Augenblicke aber, da er den Becher dem Verschmachtenden an die Lippen setzte, erscholl ein furchtbarer Donnerschlag; die Erde bebte, und der Sturm sauste um ihn herum. Die Kriegsknechte und der gebundene Mann waren verschwunden; vor dem Knaben stand das graue Männchen und sah ihn mit frohen Augen an. „Du hast uns erlöst," hörte er es rufen, „hab Dank, hab vielen Dank!" Dann verschwand es in einer Wolke.

Dem Knaben vergingen die Sinne. Als er wieder zu sich kam, lag er im Grase wie vorher, die Sonne schien warm auf ihn herab, und um ihn herum war alles still und einsam.

Schon glaubte er geträumt zu haben, da hörte er ein leises Säuseln über sich. Er blickte auf; der dürre Lindenbaum war über und über mit Blüten und Blättern bedeckt.

Andächtig betete er ein Vaterunser für die armen Seelen, die nun Ruhe gefunden, dann lief er froh und glücklich dem

Häuschen seiner Mutter zu, und bald lag er in ihren Armen und mischte seine Freudentränen mit den ihrigen.

Als sie sich ein wenig beruhigt hatten, setzte Hans sich mit der Mutter an das offene Fenster ihres Stübchens und erzählte ihr alles, was er erlebt hatte.

„Ich habe nichts für dich mitbringen können," schloß er seinen Bericht, „aber ich bin ja gesund und stark, und du sollst sehen, Mütterchen, wie ich für dich arbeiten und dich auf den Händen tragen will."

Da hörten sie plötzlich ein Rauschen in der Luft. Vom Schloßberge her kam ein großer Rabe mit raschem Flügelschlage gerade auf sie zu. Er hatte einen glänzenden Gegenstand in seinem Schnabel, den ließ er auf das Fensterbrett fallen; dann schwang er sich wieder auf, aber nicht dem Schloßberge zu, sondern immer höher und höher, gerade zum Himmel hinauf, bis er in den leuchtenden Abendwolken verschwand.

Was der Rabe vor Hans und seiner Mutter niedergelegt, das war ein funkelnder Diamant. Als Herzenstrost am anderen Tage in die Stadt ging und ihn verkaufte, da erhielt er so viel dafür, daß er ein schönes Gütchen im Dorfe kaufen konnte. Dorthin führte er seine Mutter und lebte in Liebe und Freude mit ihr.

Das Fläschchen mit den kummerstillenden Tropfen besaß er nicht mehr, das war verschwunden, aber es mußte wohl etwas von seiner Kraft auf ihn übergegangen sein. Wohin er kam mit seinem freundlichen Lächeln und seinem guten, warmen Herzen, da brachte er Trost und Segen mit sich, und Herzenstrost ward er von seiner Mutter und allen Leuten genannt, solange er lebte.

Der kleine Regimentstrompeter.

„Wo steckt denn wieder der Junge, der Florentin?“ rief die Frau des Flickschusters Kneiphart vom Waschfaß her, als sie den kleinen Gottlieb kläglich nach dem Bruder rufen hörte.

Florentin war ihr ältestes Kind, Gottlieb ihr jüngstes, dazwischen waren noch zwei Mädchen; aber während der vierzehnjährige Florentin ein kräftiger Junge war mit schwarzen Locken, feurigen dunklen Augen und Wangen wie rote Äpfel, war der kleine Gottlieb ein krankes, blasses Bübchen, das trotz seiner sechs Jahre noch nicht auf den Füßen stehen konnte und von seinen Geschwistern in einem Wägelchen von einem Ort zum anderen gefahren werden mußte.

Der Florentin lag langausgestreckt neben der alten Scheune hinter dem Hause auf dem staubigen, kümmerlichen Grase und schaute sehnsuchtsvoll in die blaue Luft und in den goldenen Frühlingssonnenschein.

Er hatte Johanniskäferchen für den kleinen Bruder gesucht, die sich besonders gern an der warmen Scheunenwand aufhielten; jetzt aber lag er still und lauschte nach dem kleinen Fenster hin, hinter dem der Vater arbeitete. In gleichmäßigem Takt zog dieser den Draht durch das Leder und sang dazu andächtig das Morgenlied: „Brich an, du schönes Morgenlicht!“

Als der Vater geendet hatte, richtete Florentin sich auf,

holte aus dem hohen Unkraut neben sich ein mit Saiten bespanntes Brettchen und einen ähnlichen Fiedelbogen hervor und begann das Lied, das der Vater gesungen, auf seiner „Gigel", wie er die kleine Geige, die er sich selbst gemacht hatte, nannte, nachzuspielen.

Die Töne klangen winzig fein, manchmal schnurrten sie wunderlich tief; wer aber aufmerksam hinhorchte, der erkannte gleich die Melodie, die Florentin eben von dem Vater gehört hatte.

Als der Knabe jetzt die scheltende Stimme der Mutter vernahm, versteckte er sein Instrument schnell wieder unter dem Unkraut, raffte ein Schächtelchen mit Käfern darin vom Rasen auf und lief schnell zu dem kleinen Bruder hin.

Als die Mutter in die Haustür trat, sah sie, wie Florentin neben dem Brüderchen kauerte, und wie dieses ein Johanniskäferchen nach dem andern aus dem Schächtelchen nahm und auf seinen mageren Händchen herumspazieren ließ.

Während sie zufrieden zu ihrer Arbeit ging, sagte Gottlieb, dem es leid war, den Bruder gestört zu haben: „Du kannst jetzt ruhig weiter gigeln, ich will ganz still sitzen und mit meinen Käferchen spielen."

Florentin aber schüttelte den Kopf und sagte freundlich: „Jetzt nicht mehr, Gottlieb," und lief ins Haus, um einen Korb Kartoffeln zu holen und sie zum Mittagessen zu schälen.

Das Häuschen des Meisters Kneiphart stand etwas abseits von den anderen Häusern in einem kleinen Landstädtchen, ganz eingeklemmt zwischen den Scheunen, die hinter der Hauptstraße lagen. Davon mochte es wohl kommen, daß die Kunden sich nicht recht herfanden und Meister Kneiphart, obgleich er sein Handwerk aus dem Grunde verstand, es nie weiter als bis zum Flickschuster gebracht hatte. Klagte aber die Mutter

und bat ihn, doch mehr in die Stadt hineinzuziehen, dann sagte er: „Ach was, es muß auch Flickschuster geben in der Welt! Haben wir jetzt sechzehn Jahre glücklich in unserem Häuschen gelebt, so werden wir es nun nicht im Stiche lassen. Wenn wir in Eintracht und Zufriedenheit darin leben, vertausche ich es mit keinem Palast."

Dagegen hatte auch die Mutter nichts Rechtes einzuwenden.

Nun war der Florentin vierzehn Jahre, und der Vater wollte, daß er das Handwerk bei ihm lerne.

„Aber du hast ja selbst nicht genug Arbeit," meinte die Mutter.

„Zu tun wird sich schon finden. Ich will's an dem Jungen beweisen, daß ich was verstehe, und es soll kein geschickterer Geselle aus der Lehre wandern als er. Freilich, freilich, der Junge hat den Kopf voller Flausen. Selbst im Schlafe singt er: „Morgenrot, Morgenrot" oder „Ich hatt' einen Kameraden". Er will Musikant und Soldat werden und lauter solche hochfahrende Sachen. Ich weiß nicht, wo der Junge das unruhige Blut her hat. Aber es bleibt dabei, der Florentin wird Schuster, und ich habe gute Hoffnung, der Junge wird dies Häuschen und seines Vaters Namen zu Ehren bringen."

Die Mutter dachte im Grunde ebenso. Es war am besten, der Florentin lernte das Handwerk beim Vater, tat daneben die nötige Feldarbeit und wartete den kleinen Gottlieb.

So war es denn ausgemacht, der Florentin sollte Schuster werden, und doch war ihm, wenn er einen halben Tag auf dem Schusterschemel gesessen, als müsse ihm das Herz vor Bangigkeit und Sehnsucht zerspringen, und wenn der Vater ihm noch so genau gezeigt hatte, wie der Flicken sitzen mußte, er bekam doch die falsche Richtung.

„Ich glaube, der Junge bringt es nicht einmal zum Flickschuster," seufzte der Vater dann wohl; der alte Vetter Fritz aber rieb sich schadenfroh die Hände, sooft er zu Besuch in dem kleinen Häuschen war.

„Es kann doch nicht jeder Schuster werden, weil sein Vater einer ist," sagte er. „Aus dem Florentin wird sein Lebtag keiner. Ihr werdet ihn hier so lange gefangen halten, bis er's nicht mehr aushält und euch davonläuft, dann habt ihr's."

Vetter Fritz stammte aus einer rechten Soldatenfamilie. Schon sein Großvater hatte als Soldat im spanischen Erbfolgekrieg gekämpft, sein Vater war Zietenscher Husar gewesen, und er selbst war schon, als er kaum zwölf Jahre zählte, als Troßbube in die Champagne gegen die Franzosen gezogen. Später hatte er die Befreiungskriege mitgemacht, war in Rußland gewesen und hatte später die Franzosen aus Deutschland verjagen helfen. Nach dem Kriege war er Regimentsmusikus geworden und lebte nun schon eine Reihe von Jahren hier in dem stillen Landstädtchen ganz bescheiden, aber auch ohne Sorgen von der kleinen Pension, die ihm der König gewährte.

Wenn er trotz seiner neunundsechzig Jahre mit seiner Höhe von sechs Fuß stramm daherkam in der grünen, gestrickten Jacke und der weißen Nachtmütze, den mächtigen Krückstock würdevoll in der Hand, dann machten ihm die Straßenjungen beizeiten Platz und riefen einander zu: „Da kommt der alte Lützower!"

Florentin war sein Liebling. Es war sein größtes Vergnügen, dem lebhaften Jungen von seinen Kriegstaten zu erzählen, und Florentin war nirgends so gern als bei dem alten Vetter, der so herrlich zu erzählen wußte. Er kannte jeden kühnen Reiterzug, den des Vetters Großvater unternommen hatte, jede Heldentat des Vaters, des Zietenschen Husaren, und jedes Abenteuer, das der Vetter selbst erlebt hatte. Seine

größte Freude aber war es, wenn der Vetter zwischen den Erzählungen ein schönes Kriegslied anstimmte und er mitsingen durfte.

Seit zwei Jahren war der Vetter zu steif, um selber zu musizieren. Florentin aber kannte noch alle Melodien, die er von ihm auf dem Horn oder der Geige gehört hatte; mit höchstem Eifer übte er sie nach den Anweisungen des Vetters und hatte es richtig so weit gebracht, daß er auf dem Horn wie auf der Geige leichte Melodien spielen konnte.

Da saß dann der alte Vetter im großen Lehnstuhl und horchte vergnügt auf Florentin, der ihm gegenüber saß und voll Begeisterung das Lied blies: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod."

Lange konnte der Vetter nicht stumm bleiben, er sang mit gewaltiger Stimme mit, stand auf, marschierte in der Stube hin und her und focht mit dem Krückstock um sich, als ob er es mit einer feindlichen Armee zu tun hätte, bis Florentin das Horn zur Seite legte, die Geige nahm und in sanften Tönen des Vetters Lieblingslied: „Ich hab meine Sach' Gott anheimgestellt," spielte und sang.

Tiefaufatmend sah der Vetter dann auf den Knaben, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Nun geh nach Hause, mein Junge, und leg dich nieder. Für heute haben wir genug musiziert."

Am Tage, da unsere Erzählung beginnt, hatte der Vater ernst, aber freundlich mit seinem Sohn gesprochen. „Florentin," hatte er gesagt, „was soll aus dir werden? Zum Soldaten bist du zu jung; und wolltest du Musikant werden, so könnte ich dich höchstens hier zum Stadtmusikus in die Lehre geben. Da mußt du von einem Tanzboden zum andern ziehen, und es wird nichts Gutes aus dir. Du bist arm und mußt dein

Brot verdienen, aber du sollst es in Ehren tun. Gehst du bei mir in die Lehre und wirst du auch nur ein Flickschuster, so kannst du dabei doch ein glückliches Leben führen. Du verdienst, was du brauchst, und kannst nebenher so viel fröhliche Lieder singen und spielen, wie du willst. Sieh deine Eltern an. Seit sechzehn Jahren leben wir einträchtig und zufrieden in diesem Häuschen und wünschen uns nichts Besseres, als daß es bis zu unserem Tode so bleibe. Mach du es auch so."

Florentins Augen füllten sich mit Tränen. Er reichte seinem Vater die Hand und sagte: „Ja, Vater, ich will Flickschuster werden, ich will auch die Flicken nicht schief aufsetzen, will der Mutter im Hause helfen und den Gottlieb warten."

Damit war der Vater zufrieden. Am Nachmittag aber, als Fritz die Straße dahergestelzt kam, da bat er ihn recht eindringlich, den armen Jungen, der jetzt auf so gutem Wege wäre, nicht wieder unruhig zu machen.

Das versprach der Vetter auch. „Ich habe den Jungen lieb wie mein eigen Kind," sagte er, „er soll heut Abend zu mir kommen, ich gebe euch mein Wort, daß ich ihm gut zureden werde. Aber das sage ich euch, wenn auch ganz im Vertrauen: Schuster wird der Florian nicht."

Darauf ließ sich der Vater von dem Vetter noch versprechen, daß er, um den Jungen nicht wieder irre zu machen, ihm im nächsten halben Jahr kein Musikinstrument in die Hand geben wolle.

Das ward dem Vetter schwer, weil er den Jungen selber gerne spielen hörte, aber er tröstete sich: „Desto mehr wollen wir singen, es wird auch gehen."

Am Abend saßen Florentin und der Onkel sich trübselig gegenüber. Zu sagen hatten sie sich nichts Neues; sie wußten ja, wie es stand. Endlich begann der Vetter: „Ein braver Sol-

dat muß alles können, also werden wir beide auch ruhig Fiedel und Horn an der Wand hängen lassen können. Nur immer Mut! Flickschustere jetzt ein halbes Jahr drauf los, was das Zeug halten will; wenn der Feldmarschall dort oben dich zu etwas anderem haben will, wird er schon kommandieren. Du kennst jetzt deinen Tagesbefehl. Ein Bataillon zerrissener Stiefel und Schuhe macht Front gegen dich, und es heißt: „Flick sie!"

Florentin mußte unter Tränen lächeln. „Gut," sagte er, „ich will alles tun, wie du es willst. Heute zum Abschied möchte ich alle unsre Lieblingslieder noch einmal spielen, dann heißt's Punktum und basta!"

„Auf meine Verantwortung spiele!" sagte der Vetter.

Florentin nahm das Horn und stellte sich damit an das Fenster. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen durch den alten Apfelbaum, der voll rosiger Blüten stand. Ein Buchfink schlug sein Abendlied, und drüben in des Nachbars Grasgarten blühte der Weißdorn, und eine Nachtigall machte ihre ersten Frühlingsübungen. Die Abendwolken waren mit Gold umsäumt, einige flatterten wie Rosenblätter am Himmel hin, und in all die Herrlichkeit blies Florentin hinein, bis sein schweres Herz leicht und froh geworden war.

Dann nahm er die Geige und spielte so sanfte, liebliche Töne, daß dem Vetter die Tränen in die Augen traten.

Als Florentin die Geige sinken ließ, klopfte der Vetter dem Jungen auf die Schulter und sagte: „Florentin, wenn alle Stiefel und Pantoffel der Welt sich gegen dich verschworen hätten, du wirst doch kein Schuster. Jetzt aber heißt es, an nichts zu denken als deinem Vater gehorsam zu sein und ihm Freude zu machen."

Florentin hing still die Fiedel zu dem Horn und ging nach Hause. So traurig ihm zumute war, nahm er sich doch fest vor,

seinen Eltern ein guter, gehorsamer Sohn zu sein und geduldig abzuwarten, was Gott über ihn bestimmt habe. Dann schlief er mit leichtem Herzen ein.

Am andern Morgen ging es ganz prächtig mit der Arbeit. Der Vater lächelte heimlich und dachte: „Ich glaube, der Junge lernt's doch noch, der Vetter muß ihm gut zugeredet haben.“ Die Mutter aber dachte mit stillem Bangen: „Wenn es nur so bliebe! Es ist mir aber immer, als sei dem Ding nicht recht zu trauen.“

Und ganz unrecht hatte sie damit nicht. Florentin versuchte wohl, seine Pflicht zu tun, aber es wurde ihm herzlich schwer. Er saß den lieben langen Tag an dem sonnigen Fenster und flickte, denn es gab gerade jetzt viel zu tun, und er mußte mit dem Vater um die Wette den Pechdraht wichsen.

Aber wie lang wurde ihm die Zeit! Draußen lag der Sonnenschein so warm und glänzend auf Baum und Gras, der blaue Himmel wölbte sich so hoch und weit, die Schwalben durchschossen die Luft, die Wolken zogen in die Ferne, und er mußte still auf dem Schemel sitzen, statt hinauszudürfen in die singende und klingende schöne, weite Welt.

Es war gegen Johanni, wo der Roggen blüht, die Linden duften und die Tage so lang sind. Florentin hatte bis zum späten Abend fleißig geschustert, jetzt war es Nacht, und er saß noch wach in seiner Kammer. Der Schein der Sterne konnte nicht durch das dicke Weinlaub vor dem Fenster dringen, aber einzelne Mondlichter lagen auf Florentin und seinem Gigelbrett.

„Kannst immer darauf spielen,“ hatte der Vater gesagt, „ohne dein Wort zu brechen. Kein Mensch wird das Ding da für eine Geige anerkennen.“

Florentin ließ den Vater gerne spotten. Die Gigel war

doch sein süßester Trost. Wenn die Eltern und Geschwister zur Ruhe waren, nahm er sein Brettlein und machte seinem Herzen in leisen Melodien Luft. Gottlieb war sein Vertrauter, und der kleine Junge war nicht wenig stolz darauf, ja er schlief nicht ein, ohne daß Florentin ein Abendlied auf der Gigel gespielt hatte. Auch jetzt wandte er noch im Schlaf sein blasses, sanftes Gesichtchen dem Bruder zu.

Mit einem Male war es Florentin, als ob er leise Schritte auf der Gasse vor dem Hause hörte. Verwundert trat er ans Fenster, in dem stillen Gäßchen ging selten jemand zur Nachtzeit.

Da sah er die lange Gestalt des Vetters; die Zipfelmütze auf dem Kopf, stand er vor dem Fenster und sah hinauf zu ihm.

„Florentin," sagte der Vetter, als er den Knaben erblickte, „wir müssen heute noch zusammen eine Reise antreten."

Florentin war nicht wenig verwundert. Jetzt, mitten in der Nacht, sollte er mit dem Vetter, der mit seinen steifen Beinen ja nur ganz kurze Strecken gehen konnte, eine Reise machen?

„Beeil dich, Junge, und mach kein so einfältiges Gesicht," rief der Vetter ungeduldig. „Wir müssen fort, und zwar jetzt gleich, dein Glück steht auf dem Spiele. Mach, daß du leise aus dem Hause kommst. Im Gehen werde ich dir das Nötige mitteilen."

Also wirklich, es galt eine Reise in der schönen Mondscheinnacht! Florentin geriet in freudige Aufregung. „Ja, Vetter, ich will's dem Vater sagen," rief er hastig.

„Nein, nein," wehrte der Vetter, „heute können wir keine Einsprache vertragen. Auf mein Wagnis, Junge, komm!"

„Aber das Haus ist zu."

„So steig durchs Fenster. Halt dich an das Weingitter, ich fang' dich auf."

In Florentin war mit einem Male die Reiselust erwacht. Er warf sein Gigelbrett dem Vetter zu und schlüpfte hinterher. Erst gingen sie zu dem Hauswirt des Vetters, damit dieser dem Vater in aller Frühe sage, der Vetter habe eine notwendige Reise machen müssen und Florian als Begleiter mitgenommen. Gegen Abend dächten sie zurück zu sein.

Dann begannen sie ihre Wanderung. Der Mondschein lag voll und hell auf den Dächern und glitzerte in den stillen Fenstern. Die Kirchtürme reckten sich wie Riesen gegen den klaren Himmel. Und erst draußen vor dem Städtchen, wie schön war es da! Der Tau lag auf den Roggenblüten, in den Hecken leuchteten Glühwürmer, und auf dem Anger riefen Kiebitze.

„In der Nacht sieht die Welt ganz anders aus als am Tag," sagte Florentin und sah sich bewundernd um. „Und auch die Turmuhr klingt anders," fügte er hinzu, als es jetzt zwölf schlug und der Glockenton langsam und feierlich verhallte.

„Ja," sagte der Vetter, „in der Nacht marschiert sich's gut. Ich weiß, wie ich einmal unter dem Fürsten Schwarzenberg —"

„Ach, Vetter," unterbrach Florentin, „ich höre zwar sonst so gern von deinen Soldatengängen erzählen, heute aber möchte ich erst wissen, wohin wir eigentlich marschieren."

„Sei nicht neugierig wie ein altes Weib," sagte der Vetter, „wirst es schon erfahren. Jetzt aber muß ich mich ein Weilchen hier auf den Stein setzen, meine alten Beine wollen nicht mehr vorwärts. Wenn wir nur vor Tagesanbruch zum „Schwarzen Bock" an der Fahrstraße kommen, ist alles gut. Dort treffen wir sicher Fuhrleute, die uns mitnehmen."

„Die fahren bis Frankfurt?" meinte Florentin listig.

„Ja, aber so weit wollen wir nicht. Schloß Dornberg liegt nur eine halbe Stunde von der Straße und zwei Stunden

vom „Schwarzen Bock". Um zwei Uhr spannen die Fuhrleute ein, dann müssen wir dort sein. Um fünf Uhr sind wir dann in Dornberg. Früher rücken die Kürassiere nicht aus, hat mir mein Freund Weidemeier geschrieben."

Jetzt wußte Florentin genug. Weidemeier war Wachtmeister bei den Kürassieren, und der Vetter wechselte öfter Briefe mit ihm. Vor nicht langer Zeit hatte der Vetter ihm gesagt, vielleicht könne der Wachtmeister etwas für ihn tun, er habe deshalb bei ihm angefragt. Gewiß hatte Weidemeier nun dem Vetter geschrieben, daß er nach Schloß Dornberg kommen soll, damit er sich Florentin einmal ansehen könne. Die Sache war klipp und klar.

Florentin geriet in einen wahren Freudentaumel. Er nahm seine Gigel, stolzierte vor dem Vetter auf und ab und spielte dessen Lieblingslied.

„Junge, bist du toll geworden?" rief der Vetter.

„Nein, nein, mir fällt nur ein Traum ein, den ich neulich hatte. Ich saß auf einem Rappen, hatte Stiefel und Sporen und einen Küraß an. Der Rappe stieg, ich fürchtete mich aber nicht, und zu meiner Seite stand ein ganzes Regiment Kürassiere. Mit einem Mal erschrak ich, ich sah mein Gigelbrett am Küraß hängen. Ich schämte mich und wollte es verstecken, aber es ging nicht, und da war es mit einem Mal wieder ein Degen, und ein Kürassier sagte zu mir: General."

„Warum nicht gar Kaiser oder König?" zürnte der Vetter. „Wenn du solch dumme Gedanken hast, kehre ich um, und du kannst flickschustern dein Lebelang."

Florentin aber lachte und sang im Weitermarschieren:

„Geschustert wird augenblicklich nicht,
Jetzt, jetzt wird nur marschiert,
Und auch musiziert und durch die Nacht

Nach Dornberg hin marschiert,
Da sind Kürassiere, da sind Soldaten,
Da ist ein General,
Und ein Regimentstrompeter ist auch dabei,
Und das werd' ich ganz gewiß. — Trara!"

Vergnügt wanderten sie weiter. Sie kamen im „Schwarzen Bock" an, als eben der Mond untergegangen war und die ersten hellen Streifen sich am Morgenhimmel zeigten. Der Hahn stand oben auf der Hühnerleiter, schlug mit den Flügeln und schrie sein „Kikeriki!" in die schlafende Welt hinein. Die Sperlinge guckten aus dem Nest, auf dem Dache gurrten die Tauben, und der Hausknecht wusch sich am Brunnen sein rotes Gesicht und strich sich sein struppiges Haar glatt.

Der Vetter besah sich sogleich die Wagen, die mit der Deichselstange nach der einzuschlagenden Richtung standen, und fand bald einen, der nur leere Kisten geladen und dazwischen Stroh genug zu einem bequemen Sitze hatte. Der Eigentümer ward im Pferdestall aufgesucht, und das würdevolle Wesen des Vetters machte solchen Eindruck auf ihn, daß er den beiden Wanderern erlaubte mitzufahren. Nach einer halben Stunde ging die Reise vor sich.

Voller Entzücken sah Florentin in den blitzenden Morgen hinein. Wie herrlich schimmerten die ersten Sonnenstrahlen auf den Baumwipfeln im Walde, wie funkelte der breite Strom mit seinen weißen Segeln in der Ferne, und wie freundlich schimmerten die roten Dächer aus den Obstgärten hervor!

Florentin schrak ordentlich zusammen, als der Vetter sagte: „Da hinter den Kastanien, das ist Schloß Dornberg. Hier steigen wir aus."

Es war gerade halb fünf Uhr. Florentin und der Vetter

bedankten sich bei dem freundlichen Kutscher und schritten dann tapfer auf das Schloß zu.

„Wenn die Soldaten nur nicht schon fort sind!“ meinte Florentin. Als sie aber jetzt um den Schloßberg herumbogen, da tönte ihnen von der Vorderseite des Schlosses laute Hornmusik entgegen.

Florentin durchzuckte es wie Feuer. In raschem Lauf war er den Hügel hinan und stellte sich mit großen Augen und hochklopfenden Herzen dicht vor die Schwadron, die den Bewohnern des Schlosses ein Morgenständchen brachte.

Die Töne drangen ihm tief ins Herz. Es zuckte ihm krampfhaft in seinen zehn Fingern, er konnte nicht anders, er griff zu seinem Gigelbrett, legte den Kopf darauf, wiegte ihn begeistert und spielte mit den Kürassieren: „Ein feste Burg ist unser Gott.“

Alles schaute verwundert auf den sonderbaren kleinen Kerl: die Damen vom Balkon, die Offiziere vor der Front, die vornehmen Herren zu Fuß, die daneben standen, und die ganze Schwadron.

Florentin ließ sich nicht stören. Erst als die Hornisten aufhörten zu spielen, ließ er sein Brettlein sinken und staunte nun wieder auf die blitzenden Kürassiere, auf die trampelnden Pferde und das prächtige Schloß. Er meinte zu träumen. Plötzlich ritt der Kommandeur auf den Jungen zu. „Wie heißt du, mein Sohn?“ fragte er.

„Florentin Kneiphart, und ich möchte gern Regimentsmusikus werden.“

„Du?“ lachte der Oberst. „Du bist ja noch ein Abcschütze.“

„Nein, Herr General, ich bin schon aus der Schule, kann auch schon blasen auf dem Horn und auf der Violine spielen.“

„Und wie nennst du das Instrument?“ scherzte der Oberst und zeigte auf die Gigel.

Florentin wurde rot, dann erzählte er offenherzig, daß er seinen Eltern das Versprechen gegeben, ein halbes Jahr lang nicht zu musizieren, sondern nur zu schustern, und daß er es nun schon ein Vierteljahr ausgehalten hätte. Heute aber sei er durch den Wachtmeister Weidemeier herbestellt worden. „Und nun bin ich hier beim Regiment,“ schloß er freudig.

Unterdessen war der Vetter herbeigekommen. Er hielt die Mütze in der Hand und machte viele Entschuldigungen über das ungehörige Betragen seines Schützlings. Dabei schmunzelte er aber doch und versicherte, das Feuer des Jungen sei nicht zu bändigen.

„Mein Wachtmeister hat mir schon von ihm erzählt,“ sagte der Oberst, „und wenn er älter ist, wird sich ein Plätzchen für ihn finden.“

So lange aber wollte Florentin nicht warten. „Herr General,“ sagte er herzhaft, „ich könnte jetzt schon Pferdejunge werden.“

Die Herren zu Fuß waren nähergetreten und hatten ihren Spaß an dem kleinen Helden.

„Du bist noch zu klein zum Pferdejungen,“ sagten sie. „Wenn du nur einmal auf einem großen Pferd säßest, würde dir schon der Mut vergehen.“

„Ich fürchte mich nicht,“ sagte Florentin, und seine schwarzen Augen blitzten hell auf. Im stillen dachte er: „Hast Nachbar Vollrats Pferde oft genug zur Schwemme geritten, das wissen nur die Herren nicht.“

„Willst du es versuchen?“ scherzte der Schloßherr und bat, den Jungen auf sein Pferd zu lassen.

Das war ein allgemeiner Spaß, aber Florentin ließ sich

nicht bange machen. Er saß straff im Sattel, hielt die Zügel fest und ritt vor der Front hin.

Das gut eingerittene Pferd ließ sich sogar umwenden. Florentin in höchster Freude ward lebendig im Sattel, das Pferd, dadurch angefeuert, fing an zu traben.

„Hurra!“ rief der Junge. Das Pferd setzte sich in Galopp, und der Reiter rief sein Hurra immer freudiger, so daß mit einem Male alle Zuschauer lustig mit einstimmten.

Ein Glück aber war es doch, daß am Ende des Schloßplatzes die Herren standen, dem tollkühnen Helden hätte es sonst übel bekommen können. So ward das Pferd aufgehalten und der Junge gelobt.

„Nun das zweite Probestück,“ sagte der Oberst. „Mein Wachtmeister sagt, du wärst schon ein tüchtiger Musikant. Hier blase uns ein Stück auf dem Horn.“

Florentin sah unentschlossen nach dem Vetter hin. Er hatte ja versprochen, ein halbes Jahr lang nicht zu musizieren; als der Vetter ihm aber eifrig zunickte, nahm er das Horn. Einen Augenblick ließ er es in der Sonne blitzen. Er mußte erst Atem holen, das Herz war ihm zu voll, dann spielte er das Lied: „Nun danket alle Gott!“

Die Töne kamen so voll heraus und doch wieder so weich und mild, und das frische Gesicht des Jungen leuchtete so hell in der Sonne und blickte so andächtig darein, daß die Umstehenden ganz gerührt auf den kleinen Musikanten sahen.

Als er geendet hatte, winkte der Oberst dem Wachtmeister.

„Wachtmeister, so bald als möglich nehme ich den Jungen auf.“

„Herr Oberst,“ sagte der Wachtmeister, „ich habe zwar nicht viel übrig, aber den Jungen nehme ich auf meine Rechnung mit.“

„Gut," sagte der Oberst, „ich werde mit für ihn sorgen und meinen Teil an ihm haben."

„Ich auch!" — „Ich auch!" riefen die anderen Offiziere.

„So sollst du denn von jetzt an unser kleiner Regimentsmusikus sein," sagte der Oberst.

Florentin standen Tränen in den Augen. Sprechen konnte er eine Weile nicht, dann aber wandte er sich feierlich an den Vetter und sagte: „Grüßt mir Vater und Mutter, ich bleibe beim Regiment."

Der Vetter machte Einwendungen: So gehe das nicht, er müsse den Jungen erst zurück zu seinen Eltern bringen.

„Auch dafür ist gesorgt," sagte der Oberst. „Wir machen heute in eurem Städtchen Mittag."

Nach einer halben Stunde saß der Vetter bequem auf einem Packwagen, und der Kürassier, der vor dem Wagen auf dem Sattelpferd ritt, hatte aus Freundschaft für den kleinen Musikanten auf das Handpferd einen Sattel gelegt, auf dem Florentin glückselig neben ihm ritt. — —

Als Meister Kneiphart die Botschaft erhalten hatte, der Vetter habe Florentin auf eine Reise mitgenommen, hatte er sich nicht sonderlich beunruhigt. Wenn der alte Vetter wirklich eine Reise zu machen hatte, so könnte er dies nicht gut allein tun, und es war ganz natürlich, daß er sich von Florentin begleiten ließ. Für einen Tag konnte man ihm den Jungen schon anvertrauen.

Die Sonne stand hoch am Himmel, der kleine Gottlieb spielte in dem schmalen Schattenstreifen vor dem Hause, der Meister ließ den Pfriemen in regelmäßigem Takt durch das Leder fahren, da erklang mit einem Male Militärmusik, und von der Straße her riefen die Leute: „Soldaten! Soldaten!"

Gottlieb klatschte freudig in die Hände und wollte die

Herrlichkeit sehen. Die Mutter nahm ihn rasch auf den Arm, die Schwestern liefen voraus, der Meister aber dachte: „Soll ich allein dableiben?“ schloß das Haus und folgte den andern.

Das ganze Städtchen war auf den Beinen, um das seltene Schauspiel zu sehen. Die Hornmusik klang auch zu schön. Die Kürasse blitzten, und die Pferde tänzelten unter ihren stolzen Reitern.

„Ein Glück nur, daß Florentin das nicht sieht!“ dachte der Vater.

„Kneipharts Florentin!“ hörte er es da plötzlich rufen und sah zugleich seinen Jungen auf dem stattlichen Pferde sitzen.

Der Zug hielt still. Meister Kneiphart stand noch im ersten Schrecken, als des Vetters weiße Mütze sich durch die Menge drängte und er den Eltern die ganze Begebenheit erklärte.

Florentin ließ sich während dieser Zeit von seinen Freunden und Nachbarn bewundern. Da trat plötzlich der Oberst, der im Hause des Bürgermeisters Quartier genommen hatte, aus der Tür und schritt auf seinen Wachtmeister, den Vetter und die Schustersleute zu, die in einem Häufchen beieinander standen.

Er begrüßte den Meister, von dem ihm Weidemeier schon erzählt, und den dieser als rechtschaffenen Mann gerühmt hatte, und bat sich den Florentin sozusagen als seinen Pflegesohn aus. Die Schustersleute wußten, daß der Oberst ein gütiger Mann war und Florentin in keine besseren Hände kommen konnte. So gaben sie denn dankbar ihre Zustimmung, und gegen Abend, als das Regiment aufbrach, saß Florentin wieder auf dem Handpferd und ritt wohlgemut seinem neuen Soldatenleben entgegen.

Im Heimathaus der Mutter.

„Mama, Mama, du siehst ja nichts mehr zum Nähen, leg doch deine Arbeit fort und erzähle uns lieber etwas!" bat das sechsjährige Klärchen und kletterte der Mama, die am Fenster saß, auf den Schoß.

„Ja, Mama, erzähle, erzähle!" riefen die andern Kinder, der neunjährige Richard und der siebenjährige Erich, und drängten sich schmeichelnd an die Mutter.

„Was soll ich euch denn erzählen?" fragte die Mutter lächelnd, während sie ihre Näharbeit zur Seite schob; „ihr kennt ja alle meine Geschichten schon."

„O, es braucht ja gerade keine Geschichte zu sein!" rief Richard. „Erzähle uns doch davon, wie du noch klein und bei deinen Eltern im Forsthaus warst!"

„Ja, ja, wie du noch im Forsthaus warst," fielen Erich und Klärchen eifrig ein, „das hören wir am allerliebsten."

„Nun, so muß ich euch wohl den Willen tun," sagte die Mutter und sah eine Weile sinnend durch das Fenster in die Abenddämmerung hinaus. „Gefallen würde euch das alte, liebe Forsthaus wohl. Mit seinen braunen Wänden und hellen Fenstern, dem geschnitzten, weitvorspringenden Giebel und dem mächtigen Hirschgeweih über der Tür liegt es gar freundlich unter den Waldbäumen da.

Hirschgeweihe und Rehhörner, ein ausgestopfter Eberkopf,

ein großer Auerhahn mit ausgebreitetem Schweife und ein Geier, der eine Rebhenne in den Krallen hatte, schmückten, als ich ein Kind war, die Vorderseite des Hauses, und auch in den Zimmern zwischen den großen Gewehrschränken und altertümlichen Möbeln war allerhand ausgestopftes Getier zu sehen. An lebenden Tieren fehlte es übrigens auch nicht im Forsthaus. Da war unser Hansel" —

„War das ein Kanarienvogel?" unterbrach Klärchen.

„Nein, ein Eichhörnchen war es. Die Brüder hatten es im Walde gefunden, als es kaum ein paar Tage alt war, und es mit großer Mühe aufgezogen. Dafür war es zahm und anhänglich geworden, daß es ganz frei im Hause umherlief, ohne an ein Fortlaufen zu denken. Freilich richtete es mit seinen scharfen Zähnen mancherlei Schaden an. Bald zernagte es ein Garnknäuel im Strickkorb der Mutter, bald biß es ein Loch in einen Morgenschuh des Vaters, in dem es gern seinen Aufenthalt nahm. Am liebsten schlüpfte es aber in den großen Flickkorb auf dem Nähtisch. Da rollte es sich ganz zusammen und zog die Wäschestücke so geschickt über sich, daß nichts von ihm zu sehen war. Griff dann die Mutter nach ihrer Arbeit, so kam ihr oft ganz unerwartet unser Hansel in die Hand.

Auch eine weiß und schwarz gefiederte Elster hatten wir. Sie hieß Jakob und stolzierte mit ihren gestutzten Flügeln, jeden Augenblick mit schriller Stimme ihren Namen rufend, gravitätisch auf und ab. Aßen wir, so wartete sie, auf einer Stuhllehne sitzend, geduldig, bis der Tisch abgeräumt wurde, dann flog sie herzu und suchte sich ihr Teil unter den Resten auf den Tellern. Man mußte sich aber in acht nehmen vor ihr; sah sie einen glänzenden Gegenstand, so stahl sie ihn, wenn es irgend möglich war, und ver-

steckte ihn in einem verborgenen Winkel, so daß wir oft tagelang darnach suchen mußten.

Seitwärts vom Hause lag der Garten. Dort hatten wir Mädchen, eure Tante Anna und ich, ein eigenes Eckchen, „unsere Wildnis" nannten wir es, wohin wir alles pflanzten, was wir im Walde Hübsches fanden: Schnee- und Maiglöckchen, Veilchen, Leberblümchen, Efeu, Immergrün, hohes, schlankes Farnkraut. Auch ein ganzes Beetchen Walderdbeeren hatten wir, deren Früchte durch öfteres Versetzen fast so groß wie die der Gartenerdbeeren wurden.

Schöner aber als der Garten war doch der weite prächtige Wald ringsumher. Was für ein guter Freund der Wald den Kindern ist, das wißt ihr armen Stadtkinder ja gar nicht. Von Spielsachen besaßen wir nicht viel, aber der Wald hatte alle Tage neue Schätze für uns. Wir wußten, wo im Frühjahr die ersten Erdbeeren und im Herbst die meisten Haselnüsse zu finden waren, wo die süßesten Himbeeren, die größten Blaubeeren und die schwärzesten Brombeeren wuchsen. Wir wußten, wo jeder Vogel sein Nest hatte, und wo die Schmetterlinge am dichtesten um die Blumen flogen.

Gerade dem Forsthaus gegenüber zog sich eine Strecke Heideland weit zwischen dem Walde hin. Das war mein liebster Aufenthalt. Wenn sich im Frühling die dürren Heidekrautsträuchlein mit frischem, zierlichem Grün bekleideten oder im Herbst voll zarter, rosiger Glöckchen hingen, dann konnte ich mich gar nicht satt sehen an der Pracht. Oft lief ich ganz allein so weit hinaus, wie meine Füße mich tragen wollten. Dann warf ich mich mitten in das Heidekraut nieder und sah, die Hände unter dem Kopf verschlungen, zu den ziehenden Sommerwolken auf und horchte auf das Summen der Bienen, die schwer beladen von Blüte zu Blüte flogen.

Bei einem dieser einsamen Ausflüge wäre es mir aber fast schlecht ergangen. Etwa eine Stunde von unserem Hause entfernt erheben sich mitten aus der Heide ein paar hohe Felsen. Auf dem höchsten von ihnen, ganz oben auf der Spitze, stand ein kleines Birkenbäumchen.

Gar zu gern hätte ich einmal oben auf dem Felsen neben der Birke gesessen, aber es wollte mir nie gelingen, an dem steilen Felsen hinaufzukommen, so geschickt ich auch sonst im Klettern war. Eines Tages versuchte ich es wieder. Die unteren Felsblöcke hatte ich ohne besondere Mühe erstiegen, nun stand ich vor dem letzten und steilsten.

Vorsichtig die Füße in die Spalten der Felsen setzend, mit den Händen von Wurzel zu Wurzel, von Vorsprung zu Vorsprung greifend, gelang es mir, ein Stück in die Höhe zu klettern. Endlich war ich so weit, um das Birkenstämmchen erfassen zu können, nun ging es leicht mit dem Hinaufziehen. In ein paar Minuten saß ich oben auf dem Felsen und blickte, den Arm um die Birke geschlungen, triumphierend um mich.

Der Blick von meinem luftigen Sitze aus war wunderschön: vor mir die blühende Heide, dahinter der hohe, dunkle Wald, ganz in der Ferne, zwischen den grünen Wipfeln hervorragend, das graue Dach des Forsthauses.

Ich saß lange oben, endlich mahnte mich die blaue Rauchsäule, welche dem Schornstein entstieg, daran, daß es bald Mittag und folglich Zeit zur Heimkehr sei. Ich wandte mich dem Rande des Felsens zu, aber o weh! Beim ersten Blick sah ich, daß es unmöglich für mich war, da hinunterzukommen. Schon das Hinabsehen machte mich schwindelig.

Anfänglich erschrak ich nicht sonderlich. Es wird schon jemand kommen, der mir hinunterhilft, dachte ich. Als aber Stunde um Stunde verging und kein menschliches Wesen sich

sehen ließ, da ergriff mich eine furchtbare Angst. Wenn nun niemand kam und ich die Nacht hier oben zubringen mußte?

Die Rauchsäule stieg nicht mehr vom Hause auf, die Mittagsstunde mußte längst vorüber sein. Gewiß suchte man mich, hier oben auf dem Felsen aber, so weit vom Hause entfernt, vermutete mich sicher niemand.

Ich fing an zu rufen und zu schreien, so laut ich konnte; niemand hörte. Hunger und Durst quälten mich, ich drückte mein Gesicht an das Birkenstämmchen und brach in Tränen aus.

Plötzlich hörte ich etwas durch die Büsche brechen; ich sah auf. Etwas Großes, Schwarzes kam durch das Heidekraut daher. Ich stieß einen Freudenschrei aus, ein lautes Gebell antwortete mir. Es war Wotan, mein Lieblingshund, der mich zu Hause vermißt und meine Spur gefunden haben mußte.

„Wotan! Wotan!" rief ich außer mir vor Freude.

Wotan umkreiste den Felsen, auf dem ich saß, mit großen Sprüngen; als er aber sah, daß er nicht zu mir hinaufkonnte, verwandelte sich sein Freudengeheul plötzlich in ein klägliches Winseln.

Da kam mir ein Rettungsgedanke. Ich rief den Hund so nahe als möglich zu mir heran, dann deutete ich nach der Richtung des Forsthauses. „Hol den Vater, Wotan, lauf!" rief ich.

Der Hund sah mich unschlüssig an. Als ich aber wieder und wieder rief: „Hol den Vater!" schien er mich zu verstehen. Mit einem kurzen Aufbellen sprang er davon und verschwand nach dem Hause hin.

Alle meine Angst war verschwunden, ich wußte, daß das kluge Tier Hilfe holen würde. Müde von der Angst und vom Weinen lehnte ich mich an das Birkenstämmchen zurück, und — mußte wohl eingeschlafen sein; denn das Erste, was mir wieder zum Bewußtsein kam, war, daß jemand sich über mich

beugte und ängstlich meinen Namen rief. Auffahrend blickte ich in das besorgte Antlitz meines Vaters, den Wotan wirklich geholt hatte. Als jener mich so unbeweglich auf dem Felsen liegen sah, hatte er schon befürchtet, es sei mir ein Unglück zugestoßen.

Er half mir von meinem luftigen Sitze herunter, dann ging es, von Wotan in großen Sätzen umsprungen, dem Hause zu. Dort waren alle schon in großer Sorge um mich gewesen, und ich mußte ein gut Teil Schelte wegen meines einsamen Herumstreifens über mich ergehen lassen. Wie gedemütigt ich aber auch die Vorwürfe hinnahm, und wie reuig ich Besserung versprach, das Abendessen, das eben aufgetragen war, ließ ich mir ganz trefflich schmecken, hatte ich doch seit dem frühen Morgen nichts genossen.

Daß Wotan und ich von dieser Zeit an noch bessere Freunde als früher wurden, das könnt ihr euch wohl denken."

„Lebt denn der gute Wotan noch?" fragten Richard und Erich, während Klärchen sich zärtlich an die Mutter schmiegte.

„O nein!" berichtete die Mutter weiter. „Er wurde einige Jahre später von einem ungeschickten Schützen auf der Jagd erschossen, aber von seinen Nachkommen werden gewiß noch einige im Forsthaus sein. Weniger als fünf oder sechs Hunde hatten wir nie, und der Vater liebte es, ihnen recht auffallende Namen zu geben. Da gab es einen Kyon und einen Ajax, einen Lord und eine Lady, einen Kastor und einen Pollux, einen Romulus und einen Remus. Es waren alle gelehrige, gutmütige Tiere, die gern mit sich spielen ließen.

Außer den Hunden hatten die Brüder noch allerlei andere Freunde auf dem Hofe, mit denen sie sich die Zeit vertrieben. Da war ein Fuchs, den ein Jägerbursche als ganz kleines Tier aus einem Fuchsbau ausgegraben und dann

aufgefüttert hatte, und der, trotzdem er an der Kette lag, mancherlei Untaten an dem Federvieh verübte; da war eine Schar Kaninchen und eine Zeitlang ein zahmes junges Reh, an dem wir große Freude hatten, das der Vater aber später verkaufte.

Am längsten hatten wir eine große Eule, die ihr eigenes Haus hatte und gar blöde aus ihren dicht umbuschten Augen hervorsah. Die Eule gehörte uns Kindern gemeinschaftlich, weil wir alle unseren Anteil an ihrer Gefangennahme gehabt hatten."

„Wie fingt ihr sie denn?" fragten Erich und Richard gleichzeitig.

„Ja, das ging auf ganz besondere Weise zu. Es war ein paar Tage vor Weihnachten. Die Mutter hatte noch allerlei aus der Stadt zu besorgen, und da sie selbst nicht gut von Hause abkommen konnte, bat sie den Vater, mit dem Schlitten in die Stadt zu fahren und ihr zu bringen, was sie brauchte.

Wir Kinder hätten aber auch gern allerlei aus der Stadt gehabt. Wir sparten nämlich schon lange jeden Pfennig zusammen, den wir bekamen, um am heiligen Abend den Kindern von ein paar armen Waldhüterfamilien zu bescheren. Das meiste hatten wir schon beisammen; nur die Pfefferkuchen fehlten uns noch, und die wollten wir gerne selbst besorgen, und einige Pflaumenmänner, von denen wir uns ganz besondere Wirkung versprachen, wollten wir auch mitnehmen.

So baten und bettelten wir so lange, bis der Vater einwilligte, uns mitzunehmen.

Die Mutter zog uns warm an, dann wurden wir alle, auch der kleine Willi, der durchaus nicht zu Hause bleiben wollte, hinten in den Schlittenkasten gepackt.

Wohlbehalten kamen wir in der Stadt an und machten seelenvergnügt unsere Einkäufe; dann warteten wir bei der

freundlichen Wirtin zur goldenen Sonne, bis der Vater mit seinen Besorgungen fertig war. Es dunkelte schon, als wir fortfuhren, dazu fing es an zu schneien und zu wehen, so daß die Pferde an manchen Stellen nur mühsam gegen den Wind fortkamen. Uns Kindern, die wir gut ausgewärmt und wohl verpackt hinten im Schlitten zwischen den Weihnachtspaketen saßen, machte das Wetter nichts; unseren kleinen Willi zumal hatte die Wirtin ganz in ein großes Tuch gewickelt, so daß nur das Näschen hervorsah und er wie ein dickes Bündelchen zwischen uns saß.

Im Walde hatten wir etwas Schutz vor dem Winde, und es hörte jetzt auch zu schneien auf. Gerade aber als der Mond zwischen den vom Winde zerrissenen Wolken hervorkam und sein helles Licht plötzlich auf den Schnee fallen ließ, huschte eine seltsame schwarze Gestalt, die wie eine riesige Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln aussah, in nächster Nähe vor den Pferden über den Weg.

Die erschrockenen Tiere bäumten sich hoch auf, dann sprangen sie mit einem Satze über den Straßengraben und rasten mit dem Schlitten quer in den Wald hinein.

Vergebens suchte der Vater sie zu halten, der Schlitten fuhr an einem Baumstamm an und schlug um; alles, was darin war, fiel in den Schnee. Die Pferde jagten mit dem leeren Schlitten davon.

Der Vater raffte sich zuerst auf, dann rief er nach uns. In dem weichen Schnee hatte keins von uns sich weh getan; hier krabbelte das eine, dort das andere hervor. Endlich standen wir vier größeren Kinder glücklich auf unseren Füßen, nur Willi fehlte.

Erschrocken suchten wir nach ihm. Das arme Kerlchen war, den Kopf voran, in einen tiefen Schneehaufen geflogen,

und da er sich in dem großen Tuche nicht rühren konnte, so fehlte nicht viel, daß er erstickt wäre. Er machte ein jämmerliches Gesicht, als wir ihn endlich entdeckt und herausgezogen hatten.

Da standen wir nun ohne Schlitten und Pferde bei dunkler Nacht, eine gute Stunde vom Hause entfernt, mitten in dem dicht verschneiten Walde. Zu Fuß nach Hause zu kommen war unmöglich, das sahen wir alle ein.

Eine Weile blickte der Vater ratlos um sich, dann nahm er Willi auf den Arm, hieß uns andere, uns mit den im Schnee verstreuten Paketen beladen, und schritt noch tiefer mit uns in den Wald hinein.

Vor einer kleinen Hütte, wie die Holzhauer sie auf den Holzschlägen, wo sie längere Zeit zu tun haben, errichten, blieb er stehen, drückte die Tür auf und ließ uns in den kalten, dunklen Raum eintreten. Mit seinem Taschenfeuerzeug macht er Licht.

Es war nichts in der Hütte als eine Feuerstelle in der einen Ecke und Laub und dürre Zweige in der anderen. Der Vater machte ein helles Feuer aus dem Reisig an, wartete, bis die Glut etwas herabgebrannt war, und schob einen tüchtigen Holzklotz heran.

Dann wandte er sich an uns Kinder: „Nun hört und seid vernünftig. Zu Fuß könnt ihr nicht nach Hause. Ihr bleibt hier, bis ich mit ein paar von unseren Leuten zurückkomme, die euch nach Hause bringen helfen.“

Wir sahen uns bedenklich an, wagten aber keinen Widerspruch.

„Gebt acht, daß das Feuer nicht ausgeht,“ fuhr der Vater fort, „und schlaft nicht ein. Ich komme so schnell wieder, als

ich kann." Er küßte jedes von uns und schritt dann in den Wald hinaus.

Sehr wohl war uns nicht zumute, als wir nun allein in der einsamen Hütte saßen. Die zuckenden Flammen auf dem Herde warfen so seltsame Lichter und Schatten durch die Hütte, daß es war, als lebe und bewege es sich in den Ecken. Dazu heulte der Sturm in den Baumwipfeln und verfing sich in dem kleinen Rauchfang der Hütte, daß es wie das Wimmern menschlicher Stimmen klang.

Wir saßen eng zusammengedrückt und wagten kaum, uns recht umzublicken.

Nicht einschlafen, hatte der Vater gesagt. Allmählich aber fielen uns die Augen zu, wie sehr wir uns auch dagegen wehrten; Willi besonders ließ seinen Kopf schlaftrunken auf die Schultern bald des einen, bald des andern sinken.

Da kam mir ein guter Gedanke. Ich suchte das Paket mit den Zwetschgenmännern hervor. Willi bekam den ersten, aber auch wir andern langten zu, und bald saßen wir alle fünf, gemütlich an den schwarzen Gesellen knabbernd da. Auf einmal aber geschah etwas Furchtbares."

„O Mama, was denn?" riefen alle drei Kinder wie aus einem Munde.

„Ein schweres, dunkles Etwas — was es war, konnten wir vor Schreck nicht erkennen — fiel plötzlich von oben herab in das Feuer, so daß die brennenden Äste nach allen Seiten auseinanderflogen, hob sich dann pfauchend und prustend aus dem Feuer und schoß in eine Ecke, von wo aus es mit glühenden Augen zu uns herüberstarrte. Jetzt war es um alle Fassung bei uns geschehen. Laut schreiend fuhren wir in die Höhe, sprangen zur Türe hinaus und wären vermutlich ohne Ziel und Richtung in den Wald hineingelaufen, wenn nicht eben Stim-

men erklungen und Lichter zwischen den Bäumen sichtbar geworden wären.

Es war der Vater mit dem Jägerburschen. Sie kamen zur rechten Zeit. Als der Vater einigermaßen aus unseren verwirrten Reden klug geworden, ging er in die Hütte und kam bald darauf mit einer großen Eule zurück, die sich vergebens gegen seinen festen Griff wehrte. Sie war es gewesen, die uns so in Schrecken gejagt hatte. Vermutlich hatte sie den Kamin der Hütte zu ihrem Quartier erwählt, war durch die aufsteigende Wärme geweckt worden und dann, vom Licht geblendet, in das Feuer gestürzt. Der Vater band ihr die Flügel und die Füße und gab sie einem der Jägerburschen zum Tragen.

Nun wurde das Feuer auf dem Herde sorgfältig ausgelöscht, der Vater nahm Willi auf den Arm, die Jägerburschen beluden sich mit den Paketen und nahmen jeder eins von uns größeren Kindern an die Hand, dann ging der Zug langsam und mühsam dem Forsthaus zu. Todmüde kamen wir um Mitternacht dort bei der geängstigten Mutter an. Die Pferde waren schon früher mit dem freilich arg zugerichteten Schlitten nach Hause gekommen."

„Bekamen die armen Kinder nun keine Zwetschgenmänner?" fragte Klärchen nach einer Weile.

„O doch! Unsere gute Mutter schickte am nächsten Tage einen eigenen Boten in die Stadt, um Ersatz für die Verspeisten zu holen."

„Was war denn das aber für eine schwarze Gestalt gewesen, vor der die Pferde so erschraken?" fragte Erich.

„Das war der Schneider aus dem nächsten Dorfe, der von der Arbeit kam. Der Wind hatte ihm den langen Mantel auseinandergerissen, so daß die Enden wie schwarze Flügel hinter ihm herwehten."

„Ich hätte mich nicht vor der Eule gefürchtet," sagte Richard.

„Ja, das sagst du hier im hellen, sicheren Zimmer," rief Erich; „in der einsamen Waldhütte würdest du schon anders geredet haben!"

„Vor der Eule hätten wir uns freilich nicht zu fürchten brauchen," meinte die Mutter, „aber an eine andere Sturmnacht nicht lange nachher erinnere ich mich, in der ihr euch wohl auch alle gefürchtet hättet."

„O erzähle, erzähle!" baten die Kinder.

„Der Vater hatte den ganzen Winter über viel mit Wilddieben zu tun. Wie wachsam er auch war, immer wieder tauchten sie auf und richteten Schaden unter dem Wildstand an, bis der Vater endlich den strengen Auftrag von seiner Behörde bekam, den Wilddieben ernstlich zu Leibe zu gehen.

Einen von ihnen, den schwarzen Hannes nannten ihn die Leute, kannte der Vater wohl. Er war ein wüster Geselle, der die Arbeit scheute, Frau und Kinder mißhandelte und im Verdacht stand, in früheren Jahren einmal einen Jagdgehilfen, der ihn festnehmen wollte, erschossen zu haben. Auf ihn gab der Vater besonders acht, und endlich gelang es ihm wirklich, ihn auf frischer Tat zu ertappen. Bei seiner Überlieferung an das Gericht stieß er schreckliche Drohungen gegen den Vater aus. Er wurde zu mehrjährigem Zuchthaus verurteilt. Schon nach einiger Zeit aber verbreitete sich das Gerücht, der schwarze Hannes sei entsprungen und treibe sich in der Gegend herum. Daß uns allen nicht wohl war bei dieser Nachricht, könnt ihr euch denken.

Es war an einem stürmischen Februarabend, wir saßen alle ruhig im Wohnzimmer, als die Hunde, die schon für die Nacht losgelassen waren, anfingen unruhig zu werden. Sie

sprangen bald hier, bald dort gegen die Hofmauer und bellten und heulten unablässig. Der Vater schickte einen Jägerburschen hinaus, um nachzusehen, was es gäbe; doch kam dieser bald wieder, ohne etwas Verdächtiges bemerkt zu haben. Es müsse irgendein Wild sein, das sich in der Nähe des Hofes verirrt habe, meinte er. Er war aber noch nicht lange wieder im Hause, als ein heller Schein durch die Spalten der Fensterläden drang. Der Stall, gerade dem Hause gegenüber, stand in Flammen.

Das war ein Schrecken! Der Vater eilte sogleich mit den Leuten hinaus, um dem Feuer Einhalt zu tun, während die Mutter in fliegender Hast die wertvollsten Sachen zusammenpackte, um sie im Notfall gleich retten zu können. Wir Kinder standen mit angstbleichen Gesichtern am Fenster und sahen in die vom Feuer taghell erleuchtete Nacht hinaus.

Der Sturmwind blies das Feuer immer von neuem an, so daß alles Löschen vergeblich war. Zum Glück aber trieb der Wind die Flammen nicht auf das Forsthaus zu, sondern davon weg, sonst wäre dieses unrettbar verloren gewesen. Auch so war die Gefahr noch groß, daß die herumfliegenden Funken es in Brand stecken würden. Der Vater ließ das Dach deshalb unaufhörlich mit Wasser begießen; wo eine Flamme aufzucken wollte, wurde sie sofort durch einen Wasserstrahl gelöscht, und so gelang es, das Wohnhaus zu retten. Der Stall und die übrigen Nebengebäude aber brannten bis auf den Grund ab.

Die Hunde waren, sobald man das Hoftor öffnete, wie toll davongestürzt. Als die ärgste Gefahr beseitigt war, ging der Vater ihnen mit ein paar von seinen Leuten nach. Sie fanden sie am Rande eines Steinbruchs, wo sie wütend hinabbellten.

Als der Vater auf einem Umweg hinabstieg, fand er den schwarzen Hannes zerschmettert auf einem Steinhaufen liegen. Schwefelfaden und mit Petroleum getränkte Lappen hatte er noch bei sich. Unzweifelhaft hatte er das Feuer angelegt, um sich an dem Vater zu rächen, und war dann auf der Flucht, vielleicht in der Angst vor den verfolgenden Hunden, in den Steinbruch gestürzt und hatte dort sein Ende gefunden.

Seine Familie blieb in großem Elend zurück. Die Frau starb bald nach ihrem Manne; der armen, nun ganz verlassenen Kinder nahm sich unser Vater an. Den Knaben gab er zu einem tüchtigen Lehrherrn, das Mädchen aber nahm er selbst ins Haus. Sie war fleißig und anstellig und hat später lange Jahre als Magd im Hause gedient. Wir Kinder freuten uns, als das Lenerl zu uns ins Haus kam; wir hatten es alle gern, und als es sich erst ein wenig bei uns eingelebt hatte, war es uns eine immer fröhliche und gefällige Spielgefährtin."

„Aber Mama," sagte Richard, „durftet ihr denn immer spielen? Mußtet ihr denn nicht auch in die Schule gehen?"

„Freilich mußten wir das!" sagte die Mutter. „Das heißt, in die Schule gingen wir eigentlich nicht, denn in der einklassigen Volksschule des nächsten Dorfes hätten wir nicht viel lernen können; aber der Herr Pfarrer unterrichtete uns. Wir hatten eine Stunde weit zu gehen. War das Wetter gar zu schlecht, so brachte uns wohl ein Wägelchen oder der Schlitten dahin, oft aber unterblieb an solchen Tagen der Schulbesuch auch ganz; und war der Herr Pfarrer krank oder mit Amtsgeschäften überhäuft, was oft genug der Fall war, so gab es ebenfalls Ferien.

Nach der Einsegnung kamen wir zwei Mädchen für ein paar Jahre in die Stadt in eine Erziehungsanstalt; die Brüder freilich mußten sich schon früher vom elterlichen Hause trennen. Das

fiel ihnen schwer genug, und bei dem jüngsten, dem Hermann, wäre es bald übel abgelaufen."

„Was ist denn geschehen? Das mußt du uns noch erzählen," baten die Kinder.

„Nun, das sollt ihr noch hören, dann aber ist's genug für heute," sagte die Mutter. „Hermann hing am meisten am Hause. Als er mit zwölf Jahren in die Stadt kam, konnte er sich an das Leben dort und an die Schule gar nicht gewöhnen. Kam der Vater, um nachzusehen, so hörte er Klagen über Klagen von Hermann, aber auch über ihn, denn das Heimweh machte ihn verdrossen und träge. Er gab sich mit dem Lernen keine Mühe, blieb zurück und erhielt Strafen und Tadel, bis der Vater zornig wurde. „Nimmst du dich nicht zusammen, so darfst du Weihnachten nicht nach Hause," hieß es zu Anfang des Winters, und als gegen Weihnachten wieder Klagen kamen und das Zeugnis schlecht ausfiel, da ward Ernst aus der Drohung.

Als der Vater ohne Hermann nach Hause kam, gab es traurige Gesichter. Alle hatten Hermann lieb und konnten sich Weihnachten ohne ihn gar nicht denken. Die Mutter, deren besonderer Liebling Hermann war, ging mit verweinten Augen umher, und auch des Vaters ernst gefalteter Stirn sah man es an, wie schwer ihm die Durchführung seines Beschlusses wurde. Daß er aber sein einmal gesprochenes Wort nicht zurückziehen würde, das wußten wir alle.

So war der heilige Abend herangekommen. Es war ein bitter kalter Tag, dabei schneite es, was nur vom Himmel fallen wollte. Die Bescherung war vorbei, die Lichter am Weihnachtsbaum waren verlöscht; wir saßen mit unseren Geschenken im Weihnachtszimmer, aber stiller als sonst, denn immer wieder mußten wir an den armen Hermann und sein einsames Weihnachtsfest denken.

Plötzlich bellte einer der Hunde draußen im Hausflur laut auf, und fast gleichzeitig fingen alle anderen an zu heulen und zu winseln.

„Ich weiß nicht, was die Hunde haben," sagte der Vater und ging selbst zum Hoftor, um nachzusehen, ob jemand Einlaß begehre. Als er die Tür öffnete, fiel ihm eine zusammengekauerte Gestalt, die sich daran angelehnt haben mochte, entgegen. Er leuchtete ihr mit der Laterne in das Gesicht und stieß einen lauten Schreckensruf aus. Es war Hermann. Der Ruf des Vaters rief uns alle herbei: Jammernd umstanden wir den Regungslosen.

Wie er hierherkam, war leicht zu erraten. Er hatte, von Heimweh getrieben, sich heimlich auf den Weg nach Hause gemacht, wohl in der Hoffnung, am Weihnachtsabend werde der Vater ihm verzeihen. Das Unwetter hatte ihn überfallen. Mühsam hatte er sich bis zum Hoftor geschleppt, hier aber hatten die Kräfte ihn verlassen. Er war umgesunken, und wenn die Hunde ihn nicht gewittert hätten, so wäre er vor der Tür im Schnee umgekommen.

Der Vater trug den armen Jungen behutsam ins Haus. Dort wurde er ausgezogen und ins Bett gebracht. Die Mutter flößte ihm heißen Tee ein und rieb ihn mit warmen Tüchern. Allmählich wich die Erstarrung von ihm, er fing an, sich behaglich zu dehnen und zu strecken. Ohne recht aufzuwachen, schlief er endlich fest ein und — schlief in einem Zuge bis zum nächsten Abend.

Sein Bett stand in einer Kammer neben dem Weihnachtszimmer. Als er erwachte und durch die halboffene Tür den brennenden Christbaum sah, — die Mutter hatte, als sie merkte, daß er bald erwachen werde, die Kerzen noch einmal anzünden lassen — da war es mit aller Schwäche vorbei. Mit bei-

den Füßen sprang er aus dem Bette, fuhr in die Kleider und kam herein. Als er den Vater sah, machte er wohl ein etwas ängstliches Gesicht, aber der Vater schalt nicht, er breitete seine Arme aus und zog den Sohn, den er beinahe verloren hätte, stumm an sein Herz.

„Ich will dir keinen Kummer mehr machen," schluchzte Hermann gerührt, und er hielt Wort.

Nach acht von Herzensgrund aus im Elternhaus genossenen Tagen kehrte er tapfer und getrost in die Stadt zurück, und der Vater hatte keine Klage mehr zu hören, weder von ihm noch über ihn. Er machte Gymnasium und Forstschule als tüchtiger Schüler durch. Als er aber erwachsen war, da kehrte er für immer in sein liebes Forsthaus zurück. Ihr wißt ja, daß Onkel Hermann Großvaters Stelle erhielt und mit seiner Frau und seinen Kindern in dem Forsthaus lebt."

Von der Verfasserin des vorliegenden Buches, **Helene Stökl,**

erschienen ferner:

Dickchens und Dummchens Lieblingsgeschichten

Reich illustriert. Eleg. geb. Mk. 3.50.

Es sind reizende kleine Züge aus dem Kinder- und aus dem Tierleben, aus Stadt und Land, mit klarem Auge erschaut und wiedergegeben, und dabei anregend zu ähnlichem Erleben und liebendem Tun. Ganz besonders herzig ist „Der seltsame Geburtstagsgast" und „Bello und sein Herr"; aber das sind nur einzelne Blumen; der ganze Strauß ist hübsch.

(St. Galler Blätter.)

Frohe Jugend

hundertein schöne Kindergeschichten. Mit zahlreichen Illustrationen von Wilhelm Roegge. Eleg. gebunden Mk. 4.50.

Um das Interesse an der Lektüre immer rege zu erhalten, hat es sich die Verfasserin angelegen sein lassen, den Stoff für die einzelnen Geschichten den verschiedensten Gebieten zu entnehmen und dadurch den Gesichtskreis der Kleinen zu erweitern. Alles ist schlicht und einfach erzählt, wie es das tägliche Leben, bekanntlich der beste Lehrmeister, in Wirklichkeit bietet. Daß sich diese Geschichten auch ganz vorzüglich zum Vorlesen und Nacherzählen eignen, sei nur als selbstverständlich nebenbei bemerkt. Die dem Text beigegebenen charakteristischen Illustrationen aus der bewährten Feder Meister Roeggs werden das Buch den Kleinen noch anziehender und interessanter machen.

(Weimarsche Landeszeitung.)

Im Jugendland

Zwanzig Erzählungen und Märchen. Mit zwölf bunten Vollbildern und vielen Textillustrationen. Preis eleg. geb. Mk. 4.50.

Ins sonnige, goldige Jugendland mit seiner Romantik und Poesie führt Helene Stökl ihre kleinen Freunde in den zwanzig Erzählungen und Märchen, aus denen der stattliche, schön und reich illustrierte Band besteht. Bei der reichen Fülle spannender und Herz und Gemüt veredelnder Erzählungen kann es nicht fehlen, daß die Besucher des Jugendlandes sich in dem märchendurchwobenen Zaubergarten wohlfühlen und nur ungern aus ihm scheiden werden, zumal wenn herzerquickender Humor ihnen das willkommene Geleit gibt.

(Neue Freie Presse.)

Drollige Geschichten

Reich illustriert. Eleg. geb. Mk. 4.50.

Helene Stökl hat bei der Auswahl von Erzählungen heiterer Art einen sehr guten Geschmack bewiesen. Aus dem reichen Schatz der deutschen humoristischen Literatur hat sie die anziehendsten Geschichten für die Jugend herausgesucht und damit den Kindern ein Buch in die Hand gegeben, wie man es sich schöner gar nicht denken kann.

(Fränkischer Kurier.)

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Grimms Märchen

Für die Jugend ausgewählt von
Agnes Sapper
Mit zahlreichen farbigen Vollbildern und Textillustrationen
Preis des starken Quartbandes Mk. 4.50.

Diese „Klassiker für das Kindesalter" besonders zu empfehlen, ist wohl überflüssig, sind sie ja Gemeingut für das ganze deutsche Volk geworden. Der Herausgeberin, Agnes Sapper, gebührt nur das Lob, daß sie aus der überreichen Fülle eine gute Wahl getroffen hat, so daß man diesen prächtig ausgestatteten Band unbedenklich jedem Kinde in die Hand geben kann. (Norddeutsche Allgem. Zeitung.)

Bechsteins Märchen

Mit zahlreichen farbigen Vollbildern und Textillustrationen von W. Roegge
Preis des starken Quartbandes Mk. 4.50.

Die holde Einfachheit der Bechsteinschen Märchen, ihre innige oder humorvolle Poesie stehen unübertroffen da. Die Roeggesche Prachtausgabe bietet die schönsten Märchen in einer geradezu musterhaften Ausstattung. Die Illustrationen treffen den Märchenzauber mit suggestiver Innigkeit und drängen nicht nur die Kinder, sondern auch Kenner zur Bewunderung. Mit Freuden sei das prächtige Buch der Jugend aufs wärmste empfohlen. (Neue Freie Presse.)

Märchen und Erzählungen

Von Kappel Böcker
Mit zahlreichen farbigen Vollbildern und Textillustrationen von Ernst Kutzer
Eleg. gebunden Mk. 4.50.

Das ist ein Buch, an dem man seine Freude haben kann, das man gern jedem Kinde in die Hand geben möchte. Aus Natur und Menschenleben schöpft der Dichter und weiß in der Wiedergabe des Erschauten treffend den Ton anzuschlagen, der das Kinderherz gefangen nimmt. Ein feiner, sonniger Humor überstrahlt die Erzählungen. Die sehr geschmackvolle Ausstattung (entzückende Aquarelle und stimmungsvolle Federzeichnungen!) gibt die würdige Fassung für diese Perle unter den Märchenbüchern. (Kasseler Zeitung.)

Alte liebe Fabeln und Geschichten

Von Agnes Hoffmann
Mit ca. 100 farbigen Bildern von Arpad Schmidhammer
Ein starker Quartband. Eleg gebunden Mk. 4.50.

Diese überaus anziehende und prächtige Sammlung von Fabeln und Geschichten wird um ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit willen überall freundliche Aufnahme finden und bald ein Lieblingsbuch von jung und alt werden. Der Genuß wird noch erhöht durch eine große Anzahl bunter Bilder des bekannten Malers Arpad Schmidhammer, die in meisterhafter Ausführung den Text begleiten. (Nationalzeitung.)

Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

6568

Wildfangs Geschichtenbuch

Erzählungen für die Jugend

von

Helene Stökl

Mit vier farbigen Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen
von Ernst Kutzer

Stuttgart
Verlag von Levy & Müller

A. g. XIII.

ZS186 S6

UB BIELEFELD
990/4500908+01
6.18

K KLZ

99
ZS186
S6